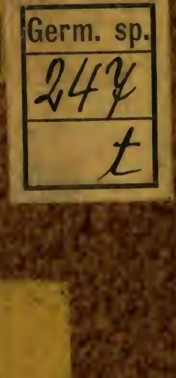

Germ. sp.
247
t

Hessische
Sagen,
Sitten und Gebräuche.

Herausgegeben

von

G. Kaut,

Lehrer zu Götzenhain.

Offenbach a. M. 1846.

Druck und Verlag von Fried. Krähe.





Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche.

Herausgegeben

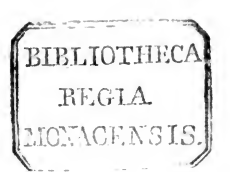
von

G. Kaut,

Lehrer zu Götzenhain.

Offenbach a. M. 1846.

Druck und Verlag von Fried. Krähe.



Vorwort.

Ich übergebe hier dem Publikum ein Büchlein, „Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche“ enthaltend, mit dem Wunsche, daß es wohlgefällig aufgenommen und gelesen werden möge.

Die „Sagen“ sind dem Munde des Volkes entnommen und in einfachem, anspruchlosen Gewande dargestellt. Es ist mir nichts davon bekannt, daß die eine oder andere schon früher einen Bearbeiter fand. Sollte dieß aber dennoch der Fall sein, so kann mir meines Erachtens hierüber kein Vorwurf zu Theil werden, da es einem Jeden freisteht, vorhandenen Stoff nach eigener, selbstständiger Weise zu bearbeiten.

Was die „Sitten und Gebräuche“ anbelangt, so sind dieß treue Bilder aus dem Leben des Landvolkes. Nur noch eine kurze Zeit, und mancher Gebrauch und manche Sitte, wie sie diese Schilderungen enthalten, wird der Vergangenheit angehören, zumal wir in einer gar bewegten Zeit leben, in welcher allem Veralteten und Unzweckmäßigen der verdiente Untergang droht. Uebrigens darf, wie sich von selbst versteht, von diesen Sittenbildern nicht

gefordert werden, daß sie auf alle Orte unseres Hessischen Vaterlandes passen; etwas der Art zu leisten, gehört in's Reich der Unmöglichkeit. Ich hatte bei Niederschreibung derselben vorzüglich Starkenburg im Auge.

Bei günstiger Aufnahme werde ich diesem Bändchen ein zweites folgen lassen, in welchem alsdann auch Sittenbilder aus Rheinhessen und Oberhessen geboten werden würden.

Götzenhain, im Kreise Offenbach, den 1. December 1845.

G. Kaut,
Lehrer.

Inhaltsverzeichniß.

Sagen.

Sitten und Gebräuche.

Sagen.

Sagen.



Der Götzenhain.

Der mächtige Karl zog nach Besiegung der Sachsen mit einem gewaltigen Kriegsheere den Ufern des Maines entlang. Die Schönheit der Gegend, in welcher jetzt Frankfurt liegt und die großen Waldungen, welche sich auf der linken Seite des Flusses Meilen weit nach Süden erstreckten und eine reiche Beute für einen Waidmann versprachen, bewogen den Kaiser, einige Zeit mit seinem Heere hier zu rasten.

In jener Zeit gab es noch in allen Gegenden Deutschlands Heiden. Auch in der Gegend, in welcher der große Beherrscher des Frankenreichs angekommen war, waren noch Verehrer Wodan's zu finden, und der Forst auf der südlichen Mainseite barg das Bild einer alt-germanischen Gottheit.

Eines Tages lag der Kaiser dem edlen Waidwerk ob. Die Fährte eines Wildes verfolgend, bemerkte er nicht, daß er sich allmählig von seinem Gefolge entfernte. Sein milchweißes Roß, ein Geschenk des Beherrschers der Ungläubigen in Bagdad, trug ihn mit unglaublicher Schnelligkeit durch das Dickicht des Waldes. Ganz ermüdet stieg er in einer ihm unbekannten Gegend vom Pferde, und ließ sich unter einem Baume nieder und entschlief. Die mannigfaltigsten Traumgestalten umgaukelten ihn. Er sah vor seinen Blicken wie durch Zauberschlag eine Stadt entstehen, und ein Dom wuchs aus ihr hoch bis zum Himmel empor. Herrlich strahlten Stadt und Dom im Glanze der Sonne. Da ergriff ihn

plötzlich eine mächtige Hand und hob ihn auf die Zinnen des Gotteshauses, und um sich her erblickte er die Völker der Erde auf den Knieen liegend. Da begann es zu dämmern und bald deckte Dunkelheit den Erdkreis; aber, o Wunder! der furchtbare Ton der Weltposaune erschallte, daß der Dom erzitterte, und schnell erschienen am Horizonte einige Sonnen, culminirten über seinem Haupte und beleuchteten einen Theil der Welt mit großer Klarheit, während der andere Theil im Halbdunkel lag. Eben vergoldeten die letzten Strahlen der Sonne den Wipfel der Bäume, als er erwachte. Er versank über den Traum in tiefes Nachdenken. Ohne Zweifel war ihm der Sieg des Christenthums über das Heidenthum und die geistige Finsterniß gezeigt worden.

Als er aber wieder sein Roß bestiegen hatte, um weiter zu reiten, stand plötzlich ein Weib von hoher, hagerer Gestalt mit langen, über die Schläfe herabrollenden, grauen Haaren vor ihm, hielt das Pferd beim Zügel und sprach also: „Wer Du auch sein magst, o Fremdling, so ist es freventlich von Dir, den Ort zu beunruhigen, der unsern Göttern geweiht ist.“ Karl, von dem eben gehabten Traume noch erfüllt, war ob dieser nichts weniger als christlichen Anrede höchlich erstaunt und entrüstet.

„O, bethörtes Heidenvolk!“ entgegnete der Kaiser, „wie verblendet seid Ihr! immer noch hängt Ihr Euren Götzen an und verschmähet die Lehre des Gekreuzigten. Was sind Eure Götzen? Nichts als Truggebilde.“

Das Weib ergrimmte furchtbar, und ihre Augen schleuderten Blitze.

„Daß Dich der gewaltige Thor zermalmte!“ rief sie aus. Der Kaiser aber legte die Hand an's Schwert. Drohend erhob sie den Finger und verschwand. Es war eine Druide, und der Kaiser befand sich in einem heiligen Haine.

Karl versank noch in tieferes Nachdenken, und er fühlte lebhafter als je seinen Beruf, die ganze Brut der Heiden

auszurotten. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als er sein Gefolge traf, und die Finsterniß war so groß, daß es ihnen nicht mehr möglich war, bis an's Lager am Main vorzudringen. Man übernachtete also im Freien. Den gewaltigen Krieger und Jäger schreckte nicht die Kühle der Nacht. Am andern Morgen besah er die Gegend etwas näher; sie schien ihm ein herrlicher Mittelpunkt zur Ausübung des Waidwerks zu sein.

Nachdem er mehrere Jahre lang Europa durchzogen hatte, kam er einmal wiederum gen Frankfurt, das auf seinen Befehl zur theilweisen Verwirklichung des Traumes am Maine entstanden war. Er erinnerte sich sogleich sowohl des Auftritts mit der Druide, als auch der schönen Wälder jenseits des Flusses. Nicht lange hierauf stand an der Stelle, wo er jene Nacht zugebracht hatte, ein stattliches Jagdschloß, welches dasjenige ist, dessen Ruine jetzt noch im Haine zu den Dreieichen zu sehen ist.

Alle Versuche zur Bekehrung der Heiden scheiterten aber an dem Eigensinne ihrer Priester. Endlich bewirkte Gewalt, was Belehrung nicht vermochte. Der heilige Hain erlag unter den Streichen der Aexte, oder unter des Feuers verzehrender Gewalt. Die meisten Verehrer Wodan's flüchteten sich nach Vergrabung ihres aus dem kostbarsten Metall gefertigten Götzen nach Nordosten. An der Stelle des Haines entstand ein Dorf, das bis auf den heutigen Tag den Namen „Götzenhain" führt.

In einem Garten, ganz nahe an diesem Orte, liegt der Götze mit einem großen Schatze begraben; aber noch keines Menschen Auge hat ihn geschaut, und nur von Seculum zu Seculum beurkundet er durch eine furchtbare Erscheinung der gerade lebenden Generation sein Dasein.

Ein alter Nachtwächter hat im vorigen Jahrhundert diese Erscheinung erblickt.

„Ich verkündete", erzählte er, „in der Allerheiligen-

nacht die zwölfte Stunde. An's Ende des Dorfes gekommen, sah ich zu meinem Erstaunen in einem Garten ein Feuer brennen, an welchem ich unkenntliche Gestalten zu erblicken glaubte. Gefürchtet habe ich mich nie. In der Meinung, es hätte sich eine Zigeunerbande da gelagert, schlich ich dicht an die Hecken. Aber welch' grausenerregende Dinge sah ich da! Ich erblickte eine Vertiefung gleich einer Höhle in der Erde. Aus einem großen Gefäße, das wie Silber glänzte, schlugen blaurothe Flammen. Ganz im Innern der Höhle stand ein strahlendes Bild, und ein gewaltiger Hund, groß wie ein Rind, eine lange blutige Zunge aus dem Maule hängend, lag an der Seite eines Mannes, der einen Speer in der Hand hatte. Von Schrecken ergriffen, blieb ich wie angewurzelt einige Augenblicke stehen und betrachtete diese furchtbare Gruppe, dann fing ich an zu laufen; kalter Schweiß trat mir vor die Stirne, und meine Haare sträubten sich. Es kam mir vor, als würde ich von einer unsichtbaren Macht rückwärts gezogen, und es gelüstete mich nie mehr in der Allerheiligennacht nach dem Orte hin zu schauen, wo der Götze begraben liegt." —

Die Geiseln.*)

Heinrich IV. kämpfte die blutige Schlacht bei Neustadt an der Unstrut. Die Sachsen stritten ihres alten Ruhmes würdig und drängten wüthend auf das Centrum der kaiserlichen Schaaren. Im wildesten Schlachtgetümmel focht Heinrich wie ein Löwe und vor seinen alles zerfleischenden Schwerthieben konnte Niemand bestehen. Um ihn im Kreise wütheten stahlbedeckte Reiterhaufen, mit denen er sich

*) Beruht auf historischem Grunde.

endlich einen Weg in die Mitte der Sachsen bahnte, die ihre Rettung nach verzweifelter Gegenwehr in der Flucht zu suchen genöthigt waren. Der leidenschaftliche Kaiser, der weder Maß noch Ziel kannte, ließ die geschlagenen Sachsen auf's Heftigste verfolgen und weit und breit ihr Land verwüsten. Die Angesehensten des Volkes wurden gefangen genommen und größtentheils als Geiseln weggeführt.

Auch die Söhne der Herzöge Dedi und Uton, zwei wackere, muthige Jünglinge, die tapfer in der Schlacht bei Neustadt mitgefochten hatten, traf dieses Schicksal, das diesen freigebornen Menschen schrecklicher, als selbst der Tod erschien. Heinrich sandte sie unter starker Bedeckung zu einem seiner Lehnsleute, der auf dem linken Ufer des Maines in einem kaiserlichen Schlosse wohnte. In Frankfurt nahm dieser Lehnsmann die beiden Jünglinge in Empfang. Das Aeußere ihres künftigen Schloßherrn war Zutrauen erweckend. Es war ein Mann im kräftigsten Alter, hochgewachsen und von stattlichem Ansehen. Güte und Wohlwollen war in seinen Gesichtszügen zu lesen. Sein Anzug bestand aus jener Kleidung, wie sie die Ritter auf ihren Jagdzügen zu tragen pflegten. Drei Knappen und einige große Hunde waren sein Gefolge.

„Meine Söhne", redete er die Jünglinge freundlich an, „es ist mir der Befehl meines gestrengen Herrn, des Kaisers, geworden, dessen Lehnsmann ich bin, Euch in mein Schloß zu bringen. Seid willkommen!"

Die beiden Sachsen, die anfangs düster d'rein geschaut, konnten nicht umhin, den Handdruck ihres künftigen Wächters, der sein Amt mit so viel Freundlichkeit antrat, herzlich zu erwidern.

„Ich soll Euch zwar," brach der Lehnsmann wieder das Schweigen, als sie bereits nach dem kaiserlichen Schlosse auf dem Wege waren, „ich soll Euch zwar nach dem Befehle meines Herrn in strengen Gewahrsam nehmen; aber ich

werde meine Pflicht auf eine Euch angenehme Weise zu erfüllen suchen. Der schönste Forst im ganzen Reiche steht unter meiner Obhut. Wilde Thiere aller Arten gibt's zu jagen, daß es eine Lust ist. Der zottige Bär ist zu bekämpfen und der grimmige Wolf, und der Hirsche und Rehe gibt's eine Unzahl. Ach, und Hunde habe ich! seht, hier ist mein Leo, bei Sankt Dominikus, der Kaiser hat ihn nicht besser!"

Die Jünglinge hörten mit Wohlgefallen dem gutmüthigen, freundlichen Rittersmann zu, der unaufhörlich von der Jagd und seinem Forst in einer Weise sprach, daß sie auf einige Zeit ihr Geschick vergaßen.

Der Weg nach dem Schlosse führte durch einen großen Wald, der sich viele Meilen weit an den Ufern des Mains hinzuziehen schien. Nachdem sie etwa zwei Stunden geritten waren, erblickten sie ein Schloß, das von dicken, hohen Mauern und einem mit Wasser angefüllten Graben umzogen war. Die Zugbrücke donnerte nieder, und die Reiter sprengten in den Schloßhof. Der Ritter, dem die beiden jungen Sachsen übergeben wurden, war Herr Eberhard von Hagen, der in dem Schlosse Hain oder Hagen hauste, welches von den Kaisern des Karoling'schen Geschlechts auf ihren Jagdpartien, der Menge des Wildes wegen, sehr häufig besucht wurde. Etwas später vergaben die Kaiser die Ueberwachung der Jagden in dieser Gegend als Lehn, und als die ersten Besitzer dieses Lehns nennt man die Herren von Hagen.

Die Gebieterin des Schlosses war eine gar liebliche Dame, die an Freundlichkeit ihrem Ehegespons nicht nachstand, und so kam es denn, daß die beiden Sachsen wie Söhne behandelt wurden. Ohne Begleitung konnten sie im Schlosse an alle Orte gehen. Auch hielt Eberhard sein Versprechen und nahm sie häufig mit auf die Jagd, und als er bemerkte, daß sie keinen Versuch zum Entweichen machten, gestattete er ihnen endlich, daß sie sich ungehindert,

oft nur in Begleitung eines einzigen Knappen, den Vergnügungen des edlen Waidwerks hingeben durften. Was vermögen aber Güte und Wohlwollen gegen die Sehnsucht nach den Angehörigen, nach der Heimath und selbst gegen Vaterlandsliebe! Eine Art Heimweh bemächtigte sich ihrer, und die tiefste Traurigkeit verbitterte ihnen jede Stunde. Der Schauplatz ihrer Träume waren die heimathlichen Fluren, und wenn sie erwachten, sahen sie sich an einem unfreiwilligen Orte. Allmählig reifte daher der Entschluß in ihnen, eines Tages die Flucht zu ergreifen.

An einem Augusttage ritten sie nach ihrer Gewohnheit wieder auf die Jagd und wählten die Waldungen auf der nordwestlichen Seite des Schlosses. Kaum hatten sie sich etwa eine Stunde vom Schlosse Hagen entfernt, als in ungeheuren Sätzen ein Edelhirsch daher kam. Der Sohn des Herzogs Dedi schleuderte seinen Wurfspieß und verwundete das edle Thier sehr stark. Der die beiden Jünglinge begleitende Knappe verfolgte die Fährte des Hirsches, der sehr schweißte, in der Meinung, die beiden Sachsen würden gleichfalls zur Verfolgung nacheilen.

Kaum war der Knappe ihren Blicken entschwunden, so sahen sie sich sehr aufmerksam in der Gegend um und schienen sich orientiren zu wollen.

„Das ist ohne Zweifel Norden," sagte der junge Uton, „und dort muß der Main fließen."

„Wie lange hätten wir wohl dahin zu reiten?" frug Dedi.

„Ich denke, eine Stunde reicht hin," antwortete sein Gefährte; „heute müssen wir unsern Vorsatz ausführen; ich vermag es nicht länger auszuhalten. Wenn wir Mainz erreichen, so sind wir gerettet. Den Erzbischof kennt mein Vater, der ihm schon mehrmals Beschwerden gegen den Kaiser zur Beförderung nach Rom vortrug, persönlich, und ich brauche ihm nur meinen Namen zu nennen, um in seinen Schutz aufgenommen zu werden."

„Gut denn!" rief Dedi aus. „Wir entfliehen der schimpflichen Haft. Werden wir eingeholt, so sind wir kampfgeübt; lebendig bringt man uns nicht mehr zurück."

Im sausenden Galopp ritten sie quer durch den Wald und erreichten glücklich die Ufer des Maines. Eine Fischerbarke lag zufällig am Ufer, dieser bemächtigten sie sich und ruderten wacker den Strom hinunter. So gelangten sie glücklich nach Mainz, wo sie sich unter den Schutz des Erzbischofs begaben.

Als der Knappe die Flucht der beiden Geiseln entdeckte, eilte er sogleich mit dieser Kunde nach dem Schlosse zurück. Eberhard war ausser sich, denn er kannte nur zu gut die leidenschaftliche Heftigkeit Heinrichs IV. Auf der Stelle verfolgte er die Entflohenen mit seinen sämmtlichen Mannen und erreichte sie auch in Mainz. Da sie aber unter dem Schutze des Erzbischofs standen, so durfte er keine Gewalt brauchen. Er versuchte sie daher durch gütliche Ermahnungen zur Rückkehr zu bewegen, allein ohne Erfolg. Der Erzbischof selbst bedeutete Eberhard, daß Kaiser Heinrich, als ein von Gott Verfluchter und von dem Papste mit dem Banne Belegter, in keiner Beziehung kaiserliche Rechte auszuüben befugt sei. Alle seine Anordnungen seien daher ungültig. Eberhard mußte daher, wenn er sich nicht ebenfalls mit dem Fluche belastet sehen wollte, ohne seine Flüchtlinge abziehen und die beiden Sachsen begaben sich ungehindert in ihr Vaterland zurück.

Der Hexenberg.

Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatten sich die gelbbraunen Schwärme der Zigeuner über die meisten Län-

der Europas ausgebreitet. Der gemeine Mann betrachtete diese Kinder des Orients mit Furcht und Mißtrauen; finsterer Aberglauben beherrschte damals noch die Gemüther, und kein Strahl des Lichts erhellte die geistige Nacht. Was Wunder also, wenn die Weiber der Zigeuner, im Geruche der Wahrsager- und Zauberkunst stehend, eine reichliche Erndte des Betruges hielten, während die Männer durch Raub und Diebstahl ihren Unterhalt sich erwarben.

In der zu Anfang angedeuteten Zeit hielt sich in der Nähe des Otzberges bei Umstadt eine Horde dieses Raubgesindels auf. Sie stand unter dem Befehl eines Hauptmanns, der durch seine List und Tollkühnheit der Schrecken der Umgegend geworden war.

An einem schönen Sommerabende war diese Bande in dem großen Walde nordöstlich von Umstadt gelagert. Die Gestalt der Männer war im Allgemeinen schlank und hielt die Mitte zwischen groß und klein; jede ihrer Bewegungen zeugte von Kraft und Festigkeit. Die dunkeln Augen, das rabenschwarze Haar und der lange schwarze Bart, der, mit dem Kopfhaare in Verbindung stehend, über Wange und Kinn auf die Brust herabfiel, gab ihnen ein finsteres, düsteres Ansehen. Ihre Kleidung war einfach; ein langer, leinener Ueberwurf, der bis über das Knie reichte und in der Mitte des Leibes durch einen langen Riemen zusammengehalten wurde, machte den Hauptbestandtheil derselben aus. Arme und Beine waren unbedeckt. Etwas zur Seite saßen die Mädchen und Frauen, deren Kleidung ebenfalls aus leinenen Röcken, bis auf den Knöchel reichend, bestanden. Alle waren in lebhafter Unterredung, indem sie über überstandene Gefahren scherzten und sich kurzweilige Auftritte erzählten.

Der Hauptmann stand von diesen Gruppen etwas entfernt, gelehnt an eine Eiche und gestützt auf eine schwere Büchse. Ein aufgekrämpter Hut deckte sein Haupt, und sein

tiefbraunes Gesicht, wie seine dunkeln, blitzenden Augen, konnte Niemand ohne Grauen anschauen.

Er sah sinnend auf seine Gefährten und schien zu überlegen, welche Unternehmungen er den folgenden Tag in's Werk setzen wollte. Da rauschte es plötzlich durch das Dickicht; er fuhr auf und sah wild nach der Gegend des Geräusches. Das vordere Gebüsch ward auseinander gebogen, und eine aussergewöhnlich hohe Zigeunerin, die sich wahrscheinlich etwas verspätet hatte, kam zum Vorschein; sie war hochbejahrt und hatte dem Anscheine nach mehr als ein Menschenalter durchlebt; auch stand sie bei der ganzen Horde in hohem Ansehen, weil sie vorzugsweise die Gabe besaß, in die Zukunft zu schauen, weßhalb sie auch der Hauptmann stets mit Achtung behandelte. Ganz erschöpft und von Schweiß triefend, trat sie hastig vor denselben.

„Großer Hauptmann!" sprach sie, „es dräut uns Gefahr."

„Woher soll diese kommen?" entgegnete der Angeredete ruhig — „sprich Henni! was hast Du gesehen, was Neues gehört?"

„Ich habe viel gehört und gesehen," erwiderte die Gefragte. „Ach, es ist mir bange um uns! In Umstadt herrschte den ganzen Tag große Bewegung; einzelne Reiter und Fußknechte, sowie bewaffnetes Landvolk, sah ich von allen Seiten herbeieilen. Ueberall begegnete ich nur drohenden Blicken, und nicht viel fehlte, so hätten mich die Gassenbuben mit Steinen todt geworfen."

In des Hauptmanns Auge blitzte ein unheimliches Feuer; seine Blicke schweiften einigemal über seine Gefährten, die sich schon theilweise um ihn gestellt hatten. Die Männer griffen muthig nach ihren Waffen, während sich die Weiber und Mädchen ängstlich zusammenschaarten und bei dem leisesten Geräusch erschreckten.

„Haltet Euch muthig, meine Gefährten," sagte der Hauptmann in ernstem Tone. „Werden wir angegriffen,

so kämpft tapfer; streitet für Euer Leben und Eure Freiheit, für Weib und Kind." Diese Rede erhöhte den Muth der Söhne des Waldes, und der Zug setzte sich nach einigen Minuten still und ernst in Bewegung. — Eben kam des Mondes volle Scheibe am östlichen Himmel zum Vorschein, mit bleichem Scheine die nahen Hügel beleuchtend, als die Zigeuner auf einmal durch ein nahes Geräusch zum Stillstand bewogen wurden. Plötzlich knallten von allen Seiten Hakenbüchsen, Kugeln zischten und Bolzen schwirrten; sie waren überfallen.

„Durch! nach den Thälern des Odenwaldes!" donnerte der Hauptmann. Wie der Tiger, dem man seine Beute zu entreißen trachtet, stürzten sich die Söhne des Waldes mit geschwungenem Schwerte auf den nächsten Haufen der Angreifer und durchbrachen ihn, aber eine neue Schaar der Christen stürzte sich unter furchtbarem Gemetzel unter die Zigeuner. Der Hauptmann, von allen Seiten umringt, wehrte sich eines Helden würdig und sein Beispiel feuerte seine Untergebenen zu ähnlichen Anstrengungen an. Schon ließen die Christen in ihrer Heftigkeit nach, als gleich einem vernichtenden Orkane ein Zug Schwergeharnischter daher brauste. Schwerter blitzten im Mondscheine, um Tod und Verderben zu bringen. Da löste sich die ganze Zigeunerhorde in wilde Flucht auf. Wie ein Rasender brach sich der Hauptmann Bahn und verschwand im Gebüsche. —

Am folgenden Morgen zog die lange, hagere Gestalt einer Zigeunerin ganz allein, einen Esel am Stricke führend, durch den Wald in der Nähe von Urberach; es war Henni, die dem nächtlichen Blutbade glücklich zu entrinnen Gelegenheit gefunden hatte. Schwermüthig schweiften ihre Blicke umher, aber noch herrschte die Dämmerung und verbarg unter ihrem grauen Schleier die entfernteren Gegenstände. Als das Gestirn des Tages jedoch am Saume des Horizontes erglänzte, gewahrte sie in einiger Entfernung

drei Hügel. Sie lenkte ihre Schritte nach dieser Gegend und fand zwischen dem ersten und zweiten Hügel ein Thal, das von zwei Seiten durch dichten Wald begrenzt wurde. Hier konnte sie ruhig Halt machen; von zwei Seiten schützten sie die Hügel und von zwei Seiten der Wald. Die Decke dieses von der Natur gebildeten Gemaches war das blaue Himmelszelt. Trotz ihres Alters bestieg sie noch rüstig den Hügel, nachdem sie zuvor ihren Esel angebunden hatte. Die Höhe gewährte eine herrliche Aussicht nach den blauen Bergen des Taunus, außerdem gewahrte die Alte noch einige Dorfschaften, die ganz in der Nähe lagen.

Kurze Zeit hierauf sah man in den Dörfern in der Nähe Frankfurts die Ehrfurcht gebietende Gestalt einer Zigeunerin daher schreiten, die dem Landvolk für Spenden an Nahrung und dergleichen die Zukunft enthüllte und bei Alt und Jung in hohem Ansehen stand. Niemand wagte, sie zu beleidigen, aus Furcht, sie möchte vermittelst ihrer Zauberkünste Menschen und Vieh Schaden zufügen. Lange blieb der Ort ihres Aufenthaltes ein Geheimniß; denn Niemand wagte ihr zu folgen, wenn sie des Abends mit ihrem beladenen Esel im Walde verschwand. Da verfolgte eines Tages ein rüstiger Jäger ein Wild in der Nähe jener Hügel. Plötzlich sah er vor einer Hütte von Reißig die alte Zigeunerin stehen, die ihm furchtlos entgegen trat. Er ließ sich von ihr wahrsagen, gab ihr ein Silberstück und ging seines Weges; aber er plauderte den Aufenthalt der alten Henni aus, so daß bald heimlich viele Menschen in ihr Asyl eilten, um sich den Schleier der Zukunft lüften zu lassen. Das dauerte einige Jahre lang, bis endlich die Zigeunerin nicht mehr zum Vorschein kam. Niemand wußte, wohin sie gekommen war; auch der Esel und die Hütte waren verschwunden. Die Menschen aber, wenn sie von ferne den Hügel erblickten, an dessen Fuß die Wahrsagerin gehaust

hatte, sagten: „Das ist der Berg, wo die Hexe wohnte, das ist der Hexenberg."

In der Nähe des Hexenberges liegt ein Stück Feld, durch welches ein Weg führt, Buhlau genannt. Oft in stiller Mitternacht wollen furchtsame Leute eine graue Gestalt mit einem Esel haben vorüber ziehen sehen: oft sei auch ein durchdringendes Pfeiffen gehört worden, das aus der Gegend des Hexenbergs herübergeschallt habe. Noch jetzt überfällt die Abergläubischen ein Schrecken, wenn sie des Nachts durch diese Gegend ziehen.

Die treue Gattin.

Auf der waldumgrenzten Höhe des Tannenbergs, unweit Jugenheim an der Bergstraße, erblickt der Wandrer noch einiges Mauerwerk von einer alten Burg, in welcher in jener Zeit, als das Abendland viele Tausende von Kreuzfahrern nach dem fernen Osten sendete, um den Ungläubigen einen kleinen Strich Erde abzukämpfen, ein mannhafter Ritter hauste, der in Scherz und Ernst schon manchen Preis errungen hatte. In seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre vermählte er sich mit dem edeln Ritterfräulein Kunigunde von Frankenstein, einer reizenden Blondine, mit Augen, so blau wie die Kornblume, einer Haut, so weich wie Sammet und einer Farbe des Gesichts, wie Milch und Blut. Dabei war sie so sanft wie eine Taube, eben so unschuldig und suchte in Sang und Saitenspiel ihres Gleichen. Wer konnte es daher dem Ritter verargen, daß er seine achtzehnjährige Gemahlin bis zum Wahnsinn liebte. Doch nicht lange sollte dieses glückliche Verhältniß dauern. Kunigunde ward, in Folge einer unglücklichen Niederkunft mit einem todten

Fräulein, kränklich, so daß Jedermann an ihrer Genesung zweifelte, und da die Arzneikunde meist von Mönchen geübt, fast lediglich in Anordnung einiger Kräuter bestand; so mußte man die Heilung größtentheils der Natur selbst überlassen. Hülfe suchend, wandte sich der Ritter an einen in der Kräuterkunde sehr erfahrenen Mönch im Kloster Lauresheim, allein der Pater verschwendete seine Kunst vergeblich; sie scheiterte an der hartnäckigen Krankheit Kunigundens. Da warf sich eines Tages der Ritter verzweiflungsvoll vor dem Bilde eines Heiligen nieder, flehte um seinen Beistand und gelobte, zwei Jahre lang im heiligen Lande gegen die Ungläubigen zu kämpfen, falls sein geliebtes Weib wieder genese. War es nun Folge der wirksamen Fürsprache des Heiligen, oder half sich die Natur selbst, kurz, Kunigunde erlangte ihre völlige Gesundheit wieder und blühte von Neuem auf, wie die verwelkende Rose nach einem erquickenden Regen. Alle Ritter der Umgegend wurden zu einem Genesungsfeste eingeladen, das fast eine ganze Woche dauerte. Mancher Humpen des edelsten Weines ward geleert, und Alles athmete Freude und Lust. Als sich aber das Geräusch des Festes verloren hatte, fiel dem Ritter das gethanene Gelübde wie ein schwerer Stein aufs Herz. Gern wäre er bei seinem geliebten Weibe geblieben, aber das durfte er nicht wagen, wenn er nicht den Zorn des Himmels, oder vielmehr der Geistlichkeit, auf sich laden wollte.

Noch war nach Kunigundens Genesung kein volles Vierteljahr verstrichen, und schon fing man an, ihn an den Zug zu mahnen, erst gelinde, dann mit Ungestüm. Der Ritter von Tannenberg mußte also sein Gelübde erfüllen. Der Tag der Abreise war gekommen. Seine Gemahlin zerfloß fast in Thränen, und nachdem er sie noch einmal an sein Herz gedrückt hatte, trennte er sich von ihr. Die Zugbrücke donnerte nieder, und der Tannenberger von zwei Knappen begleitet, sprengte davon. Kunigunde stand einige Zeit auf

dem Söller der Burg und sandte stille Gebete für die Erhaltung ihres Gemahls gen Himmel, dann zog sie sich in in ihr Gemach zurück.

Venedig schickte damals die meisten Kreuzfahrer auf seinen Schiffen nach Palästina, daher wimmelte es in dieser Stadt fast unaufhörlich von Abendländern, die entweder nach dem heiligen Lande zu reisen im Begriffe waren, oder von dorther kamen. Auch der Tannenberger wendete sich nach Venedig, und als er dort anlangte, harrten bereits viele mannhafte Kämpfer, um beim ersten günstigen Winde hinüber zu segeln in's gelobte Land. Der Ritter von Tannenberg gesellte sich zu ihnen. Nach einer beschwerlichen Fahrt landete man endlich in der Nähe von Akko, und Alle begaben sich sogleich in das Lager der Christen, die einen schweren Kampf gegen den heldenmüthigen Sultan Saladin von Aegypten zu bestehen hatten. Ein ganzes Jahr kämpfte der Tannenberger mit Glück gegen die Ungläubigen. Sein furchtbares Schwert, von seinem starken Arm geschwungen, war den Saracenen ein Schrecken, und oft flohen ganze Haufen, wenn er auf seinem Hengste an der Seite seiner muthigen Knappen daher brauste und die Spitzen ihrer schweren Lanzen in der hellen Sonne des Orients funkelten.

Eines Tages wurde er aber in einer weiten Ebene von einem Schwarm Saracenen überfallen, die einen seiner Begleiter tödteten und ihn selbst nach einer hartnäckigen Gegenwehr gefangen nahmen. Der andere Knappe entkam. Die an's Schwert gewöhnte Hand mußte nun in den Gärten des Sultans den Spaten führen und gemeine Arbeiten verrichten. —

Nur noch von Lumpen bedeckt, langte endlich der entkommene Knappe nach einer beschwerlichen und gefahrvollen Reise wieder auf dem Tannenberge an. Kunigunde war

untröstlich ob der wahrscheinlichen, lebenslänglichen Sclaverei ihres Gemahls. Manche Stunden brachte sie damit zu, ihre trüben, wehmüthigen Gedanken in Tönen auszuhauchen. Eben hatte sie wieder ein rührendes Lied gesungen, Sehnsucht nach dem in fernem Lande in Sclaverei schmachtenden Geliebten athmend, als ihr plötzlich, wie von einer höhern Macht gesendet, der Gedanke ankam: „Wie, wenn du hinauszögest in die Ferne?" Mit diesem Gedanken trug sie sich Tag und Nacht, und beschloß endlich, ihn auszuführen. Ohne Diener, auf Art der wandernden Sänger jener Zeit gekleidet, ein kurzes Schwert an der Seite, und mit ihrem Instrumente versehen, pilgerte sie Wälschlands Grenzen zu. Allenthalben genoß sie guter Aufnahme, und man fand in ihrer Erscheinung nichts Seltsames; man liebte die Troubadours, welche damals, meistens aus der Provence kommend, in Italien, Frankreich und Spanien durch Sang und Saitenspiel die Gemüther der Menschen erheiterten. Ihr Geschlecht ahnete Niemand. Auf dem Schiffe das sie nach Afrika brachte, nannte man sie insgemein nur den schönen Troubadour. Im Lager der Christen angekommen, spielte und sang sie selbst vor dem König von England, Richard Löwenherz. Als man ihr nun im Allgemeinen das Schicksal des Ritters von Tannenberg angeben konnte, machte sie sich ohne Zögern auf, um den Hof des Sultans von Aegypten zu besuchen. Wer beschreibt ihre Freude! In dem Ersten, der ihr begegnete, erkennet sie ihren Gemahl, der ein Gefäß mit Wasser in die Gärten des Sultans trug. Sein Gesicht war von der Luft und der südlichen Sonne tief gebräunt, und mehr als eine Furche durchzog sein sonst so jugendliches Antlitz. Nur der Scharfblick der Liebe konnte die ehedem so stolze Gestalt in dieser so traurigen Figur wieder erkennen. Dem mächtigen Sultan gefiel das Spiel des jugendlichen Sängers, daher mußte er mehrere Tage bleiben.

Zuletzt versprach er ihm irgend eine Bitte zu gewähren. — „So gib, mächtiger Sultan, dem wassertragenden Sclaven die Freiheit!" — bat sie schnell. „Sonderbare Bitte," — sprach Saladin, — doch sie sei Dir gewähret; man beschenke den Sclaven und lasse ihn ziehen! — Die Freude welche der junge Troubadour sowohl, als der freigegebene Ritter empfand, vermag keine Feder zu beschreiben. — Beide befanden sich auf der Reise nach Deutschland; der Sänger immer etwa zwei Tagereisen voraus.

Wie wunderte sich der Ritter von Tannenberg, als er, gen Worms gekommen, von mehreren seiner Knappen empfangen wurde, die jedoch auf alle Fragen nur ausweichende Antworten ertheilten. Vor dem Tannenberg sank er Kunigunden in die Arme, nicht ahnend, daß sie es war, welche seine Freiheit bewirkt hatte. Ein Freudenfest wurde nun veranstaltet, wozu die umwohnenden Ritter eingeladen wurden. Die schalkhafte Kunigunde hatte es indessen eingerichtet, daß einer der anwesenden Ritter in ihrem Gemahle Mißtrauen und Eifersucht gegen sie anfachte. Von Wein erhitzt, sprang der Tannenberger auf, indem er die Hand an's Schwert legte und sagte: „Hörst Du, Unwürdige, wessen man Dich zeihet!" — Statt aller Antwort entfernte sich lächelnd Kunigunde.

Nach einiger Zeit ward ein fremder Sänger gemeldet, der sogleich eintreten mußte. Er begann sein Spiel. Der Tannenberger, dessen Blicke seither niederwärts gerichtet waren, rief plötzlich, als er den Sänger sah, freudig aus: „Ei, sieh, da, meinen Retter!" sprang auf und reichte ihm die Hand. Der junge Sänger begann nun noch ein rührendes Lied; er sang so ergreifend, mit solch' einer Wahrheit des Gefühls, daß sich auch im Auge des härtesten, kampfgewohntesten Ritters eine Zähre zeigte. Plötzlich warf der Sänger das Instrument, die Kopfbedeckung und den Mantel weg, und — die holde Kunigunde von Tannenberg

stand da. Auf welche Weise dieser Auftritt endete, bedarf keiner Beschreibung.

Die Erscheinung.

Zwischen Dieburg und Richen im Walde befindet sich eine Stelle, auf welcher früher eine Kapelle stand, deren Erbauung durch folgende Begebenheit herbeigeführt wurde.

Ein Ritter von Rodenstein, der im fünfzehnten Jahrhundert lebte, war ein außerordentlich harter Mann gegen seine Untergebenen. Fast täglich legte er Beweise seiner Grausamkeit ab. Kein Knappe hielt es länger als ein Jahr bei ihm aus; am häufigsten suchten sie schon früher aus seinem Bereiche zu kommen. Die Ehrlichsten von ihnen waren in anderer Herren Dienste getreten; einige aber von gottlosem Gemüthe hatten sich in den Thälern des Odenwaldes zu einer Räuberbande vereinigt. Raub, Mord und Gewaltthätigkeit aller Art nahmen furchtbar überhand; sogar die Besitzungen des Rodensteiners wurden von wilden Gesellen heimgesucht, und es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sie dem Ritter allenthalben auflauerten, um ihn um's Leben zu bringen. Dieß hätte ihm zur Warnung dienen sollen; allein trotzigen Sinnes, wie er war, fuhr er fort, oft nur in Begleitung eines einzigen Knappen, in den Wäldern des Odenwaldes der Jagd obzuliegen.

An einem schönen Junimorgen 14.. saßen in einer Waldschanke bei Höchst etwa acht Männer, deren Aeußeres Strolche beurkundete. Dolche stacken in ihren Gürteln, und in den Ecken des dunkeln Zimmers bemerkte man keulenartige Stöcke. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und so viel man aus einzelnen Redensarten entnehmen konnte, han-

delte es sich um das Leben eines ihnen sehr verhaßten Mannes. Die Räuber erwarteten ohne Zweifel noch Jemanden; denn oft sahen sie mit ungeduldigen Geberden durch ein Rauchloch, das ein Fenster vorstellte, nach einem Pfade, der aus dem Dickicht des Waldes nach dem verdächtigen Hause führte.

Einer der Banditen war ohne Zweifel der Hauptmann. Seine Lenden waren mit einem breiten Schlachtschwerte umgürtet, und wenn er sprach, getraute Keiner dazwischen zu reden oder die Stimme zum Widerspruch zu erheben. Er trat an die erwähnte Oeffnung, lugte einige Zeit hinaus, dann drehte er sich plötzlich um und sagte: „Da kommt eben der Plattnasige; ich sehe ihm am Gesichte an, daß er nicht auf falscher Fährte gebellt hat.“ Ein rohes Gelächter von Seiten der übrigen Räuber begleitete diese Worte.

Der Angekündigte trat in eiliger Hast ein. Er war ein Mann, der nach seinem Aeußern zu urtheilen, die ganze Stufenleiter der Verbrechen erstiegen hatte.

Einer der Räuber ergriff sein Glas, reichte es ihm dar und sagte: „Trink' Plattnase! heute gedenken wir dem verdammten Ritter die Zeche zu bezahlen. Weißt Du, wie er Dir mit dem Lanzenschafte das Nasenbein entzwei schlug?“

Ein wildes Feuer funkelte in den Augen des Plattnasigen; er leerte das Glas in einem Zuge, hierauf stattete er der saubern Gesellschaft Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Nach einigen Minuten verließen sämmtliche Räuber die Waldschanke.

Etwa um dieselbe Zeit jagte ein Mann im leichten Jagdkleide, begleitet von einem Rudel Hunde und einem jungen Menschen im Walde bei Dieburg dem Wilde nach. Es war der Ritter von Rodenstein. Plötzlich stürzten mehrere wild aussehende Männer aus dem Dickicht und hielten das Pferd des Rodensteiners an. Zwar suchte sich der Ueberfallene mit seinem Jagdspieße zu vertheidigen, allein schon nach mehreren Sekunden lag er auf der Erde und

erwartete, daß man ihn morden werde. Da ergriffen plötzlich die Strolche die Flucht. Der Rodensteiner besann sich nicht lange, sondern sprang auf und sah sich erstaunt um. Aber, o Wunder! was erblickte er? Eine Jungfrau in weißem Kleide stand in überirdischer Schönheit vor ihm und sprach also zu ihm: „Herr Ritter, danket es der gnadenreichen Mutter Gottes, daß Ihr nicht unter den Händen dieser Bösewichte starbet! Sie befreite Euch heute durch mich. Seid in Zukunft milde gegen Eure Untergebenen!" Nach diesen Worten verschwand die Jungfrau, durch deren Anblick die Räuber in Schrecken versetzt worden waren.

Der Geist jener Zeit ließ keine natürliche Erklärung zu, und so war auch der Ritter von Rodenstein fest überzeugt, daß ihn die Jungfrau Maria aus den Klauen der Mörder befreit habe. Er ließ an dem Orte des Ueberfalls eine Kapelle errichten, welche bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand.

Der treulose Bräutigam.

Zwischen Alsbach und Jugenheim an der malerischen Bergstraße, liegt, waldumgeben, ein bedeutender Hügel, der Dachsberg genannt, auf welchem noch einiges altergraue Mauerwerk von einer ehedem hier befindlichen Veste wahrzunehmen ist. So unscheinbar diese Trümmer jetzt auch auf die waldigen Thäler herniederblicken, so fest war einst dieses von zwei Wallgräben umzogene Castell, das öfters den Angriffen zahlreicher Kriegsschaaren Trotz geboten haben soll. Indem ich nun die Untersuchung der Geschichte dieses Schlosses den Historikern überlasse, will ich mich darauf beschränken, dem geneigten Leser eine Sage zu erzählen, wie

sie sich von der Art der letzten Eroberung der Veste Dachsberg durch Gustav Adolph im Munde des Volkes erhalten hat.

In der Zeit, als der große Schwedenkönig Deutschland im Siegesfluge durchzog, lag auf dem Dachsberg eine kaiserliche Besatzung unter dem Hauptmann von Müller, einem zwar tapfern, aber leichtgläubigen und wenig scharfsinnigen Manne. So lang sich der alte Tilly rühmen konnte, noch nie eine Schlacht verloren zu haben, so lange hatte der Veste die Gefahr einer Belagerung nicht gedroht, und Commandant und Besatzung genossen der ungestörtesten Ruhe hinter den dicken Mauern. Nur durch die Ankunft hoher Offiziere von den in der Bergstraße und am Rheine liegenden spanischen Truppen ward diese Einförmigkeit zuweilen unterbrochen. Glänzende Feste und Jagdparthien wechselten alsdann miteinander ab. Besonders brillant waren die Bälle. Ein Kranz schöner Damen aus der Nachbarschaft schmückte oft die alterthümlichen Säle; aber die schönsten Blumen in diesem Kranze waren unstreitig die beiden Töchter des Freiherrn von Müller: Anastasia und Emma Erstere glich einer blühenden Rose, von Lilienschimmer umflossen, und Letztere, erst vierzehn Jahre zählend, einer frisch knospenden Rose, die sich in noch größerer Schönheit zu entfalten versprach. Feurige Liebesblicke schossen aus den Augen der spanischen Hidalgos, deren ernste Grandezza sich in Gegenwart dieser schönen Fräulein in freundliche Geschmeidigkeit umwandelte. Aber Anastasia war, so viel es Höflichkeit und Gastfreundschaft erlaubten, zurückhaltend, und Emma noch zu viel Kind, um Schmeicheleien und Blicke von Männern deuten zu können.

Im Weinmonate des Jahres 1631 waren die Gastfreunde des Freiherrn von Müller abermals in dem alten Schloßsaale anwesend, aber dießmal fehlten die Damen. Man sprach von sehr ernsten Dingen, und obgleich der

Becher öfters im Kreise herum ging, wollten sich die Gemüther dennoch nicht recht erheitern.

„Wir werden uns nach dem Rhein ziehen müssen" — sagte ein spanischer Commandeur, sich mit der Hand über das benarbte Gesicht und den schwarzen Bart streichend, — „der schwedische Eisbär kann uns Morgen schon auf dem Nacken sitzen. Hinter dem Rheine wollen wir ihn erwarten, und, bei St. Christophal! da wollen wir diese elenden Ketzer übel zurichten."

„Wie mich Hauptmann von Rugaldo versichert hat," — begann der Schloß-Commandant, — „so könnte der Feind in einigen Tagen in der Bergstraße erscheinen."

„Wer ist dieser Hauptmann von Rugaldo?" — frug ein Spanier neugierig.

„Ein sehr wackerer junger Krieger," — lautete die Antwort, — „schön wie ein Apoll und wahrscheinlich auch tapfer wie ein Achill. Seit Gustav Adolph sich gegen den Rhein wendete, befindet er sich in dieser Gegend mit einem kleinen kaiserlichen Streifcorps, und schon mehrmals hat er mich mit seinem Besuche beehrt."

Jeder Andere außer dem Freiherrn von Müller hätte in diesem Augenblicke in den Gesichtern der Spanier einen hohen Grad von Mißtrauen gelesen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen erhoben sich die spanischen Offiziere von ihren Sitzen, dankten für die ihnen zu Theil gewordene Gastfreundschaft und erkundigten sich nach den beiden Töchtern des Hauses.

Freiherr von Müller schickte nach ihnen. Emma erschien bald, aber Anastasia war nirgends zu finden.

„Meine Herren! wollen Sie, bevor Sie scheiden, nicht ein wenig die Festungswerke in Augenschein nehmen und mir Ihr Urtheil sagen?" — frug der Schloß-Commandant.

Die Offiziere waren hierzu bereit. Das Mauerwerk

betrachtend, erblickten sie, als sie eben um eine Ecke bogen, ein weibliches Wesen, das, an einer Schießscharte stehend, nach Außen zu blicken schien. Es war Anastasia, die mit ihrem Verlobten, dem Hauptmann von Rugaldo, durch Zeichen eine Art zärtlicher Zwiesprache unterhielt. Der Schloß-Commandant mochte dieß ahnen; denn er brummte in den Bart: „Unvorsichtige Dirne!“

Erschrocken fuhr Anastasia zurück, als sie Fußtritte vernahm, und Purpurröthe überflog ihr schönes Antlitz beim Anblick der spanischen Offiziere; verlegen stotterte sie einige Worte und entfernte sich.

„Wer ist der junge Kriegsmann jenseits der Wallgräben?“ — frug der jüngste der Offiziere, der sich seither vergeblich um Anastasiens Gunst beworben hatte.

„Das ist der Hauptmann von Rugaldo!“ — antwortete Freiherr von Müller.

„Ah! ich begreife,“ — sagte der Spanier, und seine Augen schleuderten Blitze, — „Der soll mir Rede stehen!“ —

Dieß sagend, eilte er zu seinem Rosse, schwang sich hinauf und sprengte donnernd über die Zugbrücke.

Als Rugaldo den einzelnen Reiter in solcher Hast ansprengen sah, legte er die Hand an's Schwert und erwartete ernst und unerschrocken seinen Gegner. Nach wenigen Worten, welche die hinter der Schloßmauer Zurückgebliebenen nicht verstehen konnten, durchkreuzten sich die blitzenden Schwerterklingen und ein wüthender Zweikampf begann, in welchem die beiden Rivalen eine außerordentliche Kraft und Geschicklichkeit an den Tag legten. Aber der kaiserliche Offizier war dem Spanier an Kaltblütigkeit und Besonnenheit weit überlegen. Letzterer gab endlich eine Blöße und sank von Rugaldo's Schwert getroffen, mit zerspaltenem Haupte zu Boden. Furchtbare Schwüre der Rache ausstoßend, eilten die spanischen Offiziere nach ihren Rossen und ritten ohne Gruß so schnell wie möglich davon,

um auf der Stelle die geschworene Rache zu üben; aber Hauptmann von Rugaldo war bereits nirgends mehr zu sehen.

Im alterthümlichen Saale auf Dachsberg saß den nämlichen Abend eine Gesellschaft beim Mahle, fröhlicher, als man es nach der letzten Begebenheit des Tages hätte erwarten sollen. Sie bestand aus dem Freiherrn von Müller und — dem kaiserlichen Hauptmann von Rugaldo, der kosend neben Anastasia saß. In jener Zeit war Blutvergießen an der Tagesordnung, daher wurde des vorhin erwähnten Auftritts nur vorübergehend gedacht. Plötzlich aber ward die heitere Stimmung verscheucht. Ein Bedienter trat nämlich schnell in's Zimmer und meldete, daß die Wache an der großen Schießscharte im Mondscheine fremde Soldaten gesehen habe. Freiherr von Müller wurde von dieser Nachricht überrascht; Hauptmann Rugaldo hingegen hörte so gleichgültig zu, als hätte er dieß erwartet.

„Begeben wir uns einmal an die große Schießscharte" — sagte der Schloß-Commandant zu seinem zukünftiger Eidam.

Beide Herren verließen nun gemeinschaftlich den Saal, und bemerkten wirklich, an der erwähnten Stelle angekommen, einzelne um Feuer gelagerte Kriegshaufen; Pferde, Geschütze und Munitionskarren standen zur Seite.

„Das ist das tapfere Heer des großen Schwedenkönigs!" — sagte Hauptmann von Rugaldo mit für den Freiherrn von Müller unbegreiflichem Enthusiasmus. Letzterer aber ließ sogleich die Wachen verdoppeln und ertheilte der Besatzung die schärfsten Befehle.

„Nehmen Sie's nicht übel," — sagte Rugaldo — „wenn ich jetzt das Schloß verlasse, um mich zu meinen Leuten, die in jenem Thale stationiren, zu begeben; meine Gegenwart ist der Nähe der Feinde wegen durchaus nöthig."

Die Zugbrücke ward niedergelassen, und der Bräutigam

Anastasiens, ritt davon; aber anstatt, wie er vorgegeben hatte, sich zu seinen Leuten zu begeben, lenkte er die Schritte seines Pferdes auf einem Umwege nach den gelagerten Soldaten.

„Wer da!" — rief ihm die Schildwache entgegen.

„Lieutenant Leonhard!" — lautete die Antwort, und ungehindert passirte der falsche Hauptmann von Rugaldo; einige schwedische Offiziere begrüßten in ihm einen Cameraden.

Kaum graute der Tag, so donnerten die schwedischen Geschütze gegen das Schloß auf dem Dachsberg, dessen Besatzung die Antwort nicht schuldig blieb. Die Schweden schritten zum Sturme, wurden aber zurückgeschlagen; nicht besser ging's ihnen bei einigen wiederholten Stürmen.

Als am andern Morgen die Sonne aufging, erblickte die Besatzung von Dachsberg keinen Feind mehr, und jeder überließ sich der Hoffnung, die Schweden seien durch den tapfern Widerstand bewogen worden, weiter zu ziehen.

Gegen zehn Uhr des Morgens begehrte Rugaldo Einlaß in's Schloß. Mit Freuden ward die Zugbrücke niedergelassen; aber, o Schrecken! schwedisches Fußvolk drang aus allen Gebüschen, überwältigte die Wachen und war in einem Nu im Schlosse, — voran der falsche Hauptmann von Rugaldo. Von seinen Getreuen umgeben, warf sich der Schloß-Commandant den eindringenden Schweden entgegen, entschlossen, sie zurückzutreiben, oder zu sterben.

Zuerst stieß er auf Rugaldo, der ihm zurief: „Ergeben Sie sich, Schwiegervater!" Aber furchtbar ergrimmt wegen dieser Treulosigkeit, an der er nicht mehr zweifelte, schoß ihm Freiherr von Müller mit den Worten: „Hier Verräther, Deine Braut!" eine Pistolenkugel in die Brust, daß er todt zu Boden sank. Gleichzeitig aber ward auch der tapfere Commandant zu Boden gerissen, entwaffnet und gefangen genommen.

Dasselbe Geschick hatte derjenige Theil der Besatzung, der nicht ein Opfer der schwedischen Furie wurde.

Was weiter aus Freiherrn von Müller und seinen schönen Töchtern geworden, davon schweigt die Sage.

Dem geneigten Leser brauche ich kaum zu sagen, daß Hauptmann von Rugaldo kein kaiserlicher, sondern ein schwedischer Offizier war, der unter einem falschen Namen und Rang, sowie in anderer Uniform, zur Recognoscirung der Bergstraße abgeschickt worden war und auf diese Weise Aufnahme im Schlosse Dachsberg gefunden hatte.

Adelgunde von Breuberg.

In den Zeiten der Kreuzzüge hauste auf der Burg Otzberg, Ritter Hugo, ein tapferer Kämpe, der sich in seinem zwanzigsten Jahre nicht fürchtete, eine Lanze mit dem erprobtesten Ritter zu brechen, oder gegen einen Nachbar eine Fehde zu bestehen. Sanft und fromm im gewöhnlichen Umgange, glich er aber einem Löwen, wenn er seinen Feinden gegenüber stand; seine Blicke flammten alsdann und seine edle Gestalt nahm eine drohende, stolzere Haltung an.

Eben hatte er sein vierundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als das Abendland plötzlich durch die betrübende Kunde erschreckt wurde, der heldenmüthige Saladin von Aegypten habe die heilige Stadt erobert.

„Auf, nach dem Morgenlande! auf, die Ihr in träger Ruhe Euch das Heiligste entreißen läßt! auf, zu den Waffen!" — tönte es von Gau zu Gau in unserem Vaterlande, tönte es jenseits der Alpen und Pyrenäen, und fanatische Mönche zogen umher und schilderten die Noth der Christen im heiligen Lande.

Da drang auch Pater Oswald, der Schloßkaplan von Otzberg, in Ritter Hugo, und beschwor ihn bei seiner Seligkeit, in's gelobte Land zu ziehen und gegen die Ungläubigen sein gutes Schwert zu gebrauchen. Vor dem Bilde der Mutter des Erlösers verpflichtete sich der junge Rittersmann durch einen feierlichen Schwur zu einem Zug nach Palästina.

Beim Maienfeste des Jahres 1188 erschien auch Ritter Hugo von Otzberg, und auf ihm ruhten mit Wohlgefallen die Blicke der Edelfräulein; aber seine schöne männliche Gestalt war es nicht allein, die ihm die weiblichen Herzen zuwandte, sondern vielmehr sein hoher Muth und ritterlicher Sinn, Eigenschaften, die immer eine stärkere Gewalt auf die Gemüther der Frauen ausüben sollen, als alle Schönheit der Gestalt. Mit neidischen Augen aber betrachteten die Edelfräulein die schöne Adelgunde von Breuberg, welcher Hugo mit feuriger Liebe zugethan war! Sittiglich unterhielt er sich mit ihr, und zum Abschiede überreichte er ihr, seiner Verlobten, ein bedeutsames Sträußlein von Frühlingsblumen, das sie erröthend annahm und an ihren Busen steckte.

Als im folgenden Jahre die Fluren grünten, und die Wiesen voll bunter Blumen blühten, da erhob sich der greise Friedrich Barbarossa wie ein alter Leu, schaute grimmig nach Osten und sammelte seine stahlbedeckten Haufen, um einen Kriegszug in's Morgenland zu unternehmen.

Es war ein herrlicher Maiabend 1189, als zwei liebende Menschen unter einer Linde von Breuberg standen; in ihren Augen glänzten Zähren der Wehmuth und in ihren Herzen wühlte der Schmerz der nahen Trennung; es waren Adelgunde und Hugo, der den Zug nach Asien mitmachen wollte, und vermöge seines Schwures

mußte. „Nun, liebe Adelgunde!“ — sagte er — „laß’ uns jetzt scheiden mit gefaßtem Muthe, denn ein allzuwehmüthiger Abschied deutet auf kein fröhliches Wiedersehen, und auf ein solches hoffen wir doch.“

Darauf schloß er sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Aber eine schauernde Ahnung der Zukunft flog in diesem Augenblicke durch Adelgunde, und sie sagte mit leiser weinender Stimme: „Ach, Hugo, Hugo, wir gehen uns verloren.“ Erschrocken aber frug Hugo: „Wirst Du nicht mit Treue Deines fernen Verlobten gedenken?“

„Bis in den Tod!“ — antwortete Adelgunde, die Hand auf’s Herz legend.

„Bis in den Tod!“ wiederholte Hugo, drückte seiner Geliebten die Hand, schwang sich dann auf seinen Renner und sprengte davon.

Die Sonne war untergegangen und der Abendstern flimmerte schon an dem dunkelnden Himmel, und Adelgunde stand noch an die Linde gelehnt, und ihre Gedanken flogen hinaus; ihrem Hugo nach, und ihre Augen starrten noch hinaus in das nebelige Thal, wohin er gezogen. Von nun an stand sie jeden Abend unter der Linde und gedachte in treuer Liebe ihres fernen Geliebten.

Mittlerweile war das deutsche Herr in Asien angelangt und hatte den Sultan Kilidsch Arslan von Ikonium geschlagen. Aber der alte Barbarossa ertrank am 10. Juni 1190 im Fluße Kalykadnus, und das Heer selbst wurde durch Krankheit aufgerieben. Der Rest nahm an der Belagerung der Stadt Akkon Theil, und diejenigen Deutschen, welche nach der Erstürmung derselben noch übrig waren, kehrten in ihre Heimath zurück.

Drei Jahre waren verflossen und noch war Hugo nicht wiedergekehrt. Da stand Adelgunde eines Abends, als der Sommer schon die Erndte auf den Hügeln umher

gereift hatte, wieder unter der Linde und schaute hinaus, wohin ihr Hugo gezogen war.

Ein einsamer Wanderer in Pilgertracht kam daher geschritten, und näherte sich der Linde, trat vor Adelgunde hin und verneigte sich ehrerbietig. Es war ein hochgewachsener Mann, der Fremde. Sein Gesicht war von der Sonne gebräunt, und die Furchen, welche sich darin befanden, schienen nicht durch das Alter, sondern durch Mühseligkeiten und Gefahren aller Art gezogen worden zu sein.

„Seid ihr nicht das edle Fräulein Adelgunde von Breuberg?“ — frug er.

„Ja, ich bin's, edler Fremdling! habt Ihr mir eine Kunde zu bringen, eine Nachricht, oder seid ihr vielleicht gar ein Bote meines geliebten Hugo? O, sprecht!“ — entgegnete Adelgunde mit Hast.

„Etwas der Art bin ich“ — sagte der Pilger mit trauriger Stimme, dem Fräulein einen Ring hinreichend.

„Ach, mein Hugo!“ — seufzte Adelgunde und sank todtenbleich auf eine steinerne Bank, die unter der Linde stand.

Eben kam Adelgundens greiser Vater aus der Burg, um seine Tochter abzuholen, und als er sie in Ohnmacht erblickte und neben ihr den Fremden, ahnete ihm nichts Gutes.

„Wer Ihr auch sein möget“ — sagte der alte Ritter von Breuberg — „sprecht, was ist hier geschehen? was habt ihr für eine Mähre zu überbringen?“

Schweigend deutete der Fremdling auf dem am Boden liegenden Ring, und eiskalt überlief es den alten Ritter.

Adelgunde ward in die Burg getragen, wo sie wieder zum Bewußtsein kam und sich nun durch Thränenströme Luft machte.

„Ich bin“ — erzählte der Fremdling — Curt von Salingen aus Franken und lernte den Bräutigam des

edlen Fräuleins im Heere kennen, denn auch ich machte den Zug des Kaisers Friedrich mit. Wir wurden die innigsten Freunde, und daß ich noch bin, verdanke ich nächst Gott nur ihm. Vor Antiochia hieb er mich aus einem Haufen wilder Saracenen, die mich schon zu Boden geworfen hatten und rettete mir das Leben. Oft sprach er von dem edlen Fräulein mit heißer Liebe und der höchste Wunsch seines Lebens bezog sich auf ihren Besitz.

Da rückten die, welche von dem deutschen Heere übrig geblieben waren, unter der Anführung des Herzogs von Schwaben, vor Akkon. Laßt mich schweigen von den furchtbaren Kämpfen, von den wüthenden Angriffen und der verzweifelnden Gegenwehr! Ströme Blutes flossen; aber der Engel des Todes verschonte uns.

König Richard gebot endlich den allgemeinen Sturm, und wie die Furien warfen wir uns auf die Mauern und Thore. Hugo stürmte voran; noch einige Minuten sah ich sein Schwert unter den Saracenen flammern, da verschwand er endlich meinen Blicken.

Als wir nachdrangen, fand ich ihn schwer verwundet an der Mauer liegen; ich trug ihn aus dem Getümmel und öffnete seinen Harnisch. Er schlug noch einmal die Augen auf und sagte matt und abgebrochen, indem er mir diesen Ring reichte: „Bruder! mit mir ist's aus, ich habe nur noch wenige Minuten zu leben. Gieb diesen Ring meiner Braut, wenn Du in's Vaterland kommst; grüße sie mir und sage ihr, daß sie mein letzter Gedanke gewesen sei."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so gab er seinen Geist auf; seine Gebeine ruhen vor Akkon, wo Tausende liegen."

Damit endigte Ritter Curt. Noch den nämlichen Abend erklangen die Trauerglöcklein auf Breuberg und Otzberg, Adelgunde legte ein schwarzes Trauerkleid an

und trauerte fortan um ihren Geliebten. Auch besuchte sie immer noch jeden Abend die Linde.

Als die Fluren wieder grünten, da erklang abermals das Trauerglöcklein. Des Todes eisiger Hauch hatte auch Adelgunde wie eine Rose entblättert, und ihre irdische Hülle war hinabgesenkt worden in die kühle Gruft.

So lang die Linde noch stand, soll aber auch später ein weißes Fräulein jeden Abend an den bewußten Ort geschlichen sein.

Die Gründung von Mainz.

„Mestruxit Treviri pulsus cognomine Nequam."

Gewaltig schüttelte der Herbststurm die Wipfel mächtiger Tannen und wühlte in den grünlichen Fluthen des alten Rheins; einzelne Wolken zogen flüchtig aus Westen am Himmel hin, von wo der Mond nur ein mattes blasses Licht zur Erde sandte; das heisere Geheul hungriger Wölfe drang aus den dichten Wäldern: es war eine schauerliche Nacht mehrere Jahrhunderte vor unserer Aere. Deßungeachtet wanderte ruhig und furchtlos ein fremdartig gekleideter Mann mit einem Ränzlein auf dem Rücken und einem breiten Schwerte an der Seite, den Ufern des Rheines entlang. Er war hochgewachsen, und sein Gesicht beschattete ein Bart, wie man ihn jetzt noch an den antiken Köpfen aus den Römerzeiten sieht; die ganze Erscheinung war Ehrfurcht gebietend. —

Es war etwa in der Gegend der alten Stadt Trier, als sich der Wanderer ermüdet am Rande einer mit Hagen-

buttensträuchern bewachsenen Erhöhung unter einer alten Tanne niederließ. „Welcher Sturm tobt über diese rauhen Gefilde!“ — begann er seinen Monolog, — „es ist doch ein wildes, barbarisches Land, dieses Germanien; seine Einwohner gleichen gewiß dieser Natur. Was habe ich aber für Wahl! Ausgestoßen aus dem schönen, milden Lande jenseits der Gebirge, bleibt mir nichts übrig, als meine Kunst unter diesem rauhen Himmel zu üben, und ich denke, es soll mir gelingen, Land und Sitten zu mildern.“ —

Nach dieser Rede öffnete der Wanderer sein Päcklein und fing, durch die Reise hungrig geworden, begierig an zu essen. Plötzlich ließ sich ein fürchterliches Geheul vernehmen, das aus einem nahen Busche kam. — „Nicht allein die Menschen, sondern auch diese graubepelzten Thiere, die hier noch häufiger, als im schönen Italien sein sollen, scheinen es auf mich gepackt zu haben,“ — dachte der Fremde. Und wirklich hatte er sich nicht getäuscht, denn ein mächtiger Wolf stand auf einmal vor ihm, und betrachtete ihn mit grimmigem Blicke. Der Fremde ergriff aber ohne Furcht sein kurzes, breites Schwert, und bevor die Bestie Zeit hatte, einen Satz zu thun, stieß er es ihr mit solcher Macht in die Brust, daß sie zu seinen Füßen ihr räuberisches Leben ausröchelte. Hierauf setzte er sich wieder an seinen Platz und verzehrte den Rest eines geräucherten Käses, gerade als wenn nichts vorgefallen wäre. —

Dieser Fremdling war der in Zubereitung kräftiger Salben und in der Kenntniß der mannigfachen Kräfte der Natur wohlerfahrene Mago Nequam, von Geburt ein Kelte, und vertrieben aus Italien, weil er die Götter verhöhnt und den Aussagen der Priester keinen Glauben beigemessen hatte. —

Den Tag nach der obenerwähnten Nacht kam Nequam in dem alten Trier, damals nur aus einigen Höfen bestehend, an. Sein Erscheinen war den wilden, rauhen Söhnen Ger-

maniens auffallend; kein römischer Fuß hatte bis dahin Deutschland betreten, und noch unabhängig von fremdem Einflusse und frei von fremden Sitten lebten seine Einwohner in einem halb wilden Zustande, tranken ihren Meth und aßen ihr Wildpret. Kamen je einmal die naseweisen Gallier zu einem ungebetenen Besuche, so wurde ihnen derselbe von den deutschen Speeren und Streitärten so verleidet, daß sie selten einen zweiten wagten! Auch Nequam wäre fast erschlagen worden ob seines fremdartigen Aussehens, hätte sich nicht eine Priesterin seiner angenommen, mit prophetischem Geiste des Fremdlings Weisheit mit beredten Worten preisend. —

Von dem Horne eines gewaltigen Auerochsen schwer verwundet, lag der Graf des Gaues gefährlich darnieder; man führte Nequam vor ihn; er untersuchte die Wunde, bediente sich seiner mitgebrachten Salbe und kräftigen Kräuter, und der Gaugraf genas in kurzer Zeit. Aus Dankbarkeit erlaubte ihm der Letztere, in der Gegend zu bleiben und seine göttliche Kunst zu üben, und sieh'! Nequam that es mit solchem Erfolge, daß sein Ruf bis tief in die germanischen Wälder drang. Dabei war er ein schöner, stattlicher Mann, der in Führung des Speers und in tapfern Thaten keinem Deutschen nachstand. Was Wunder also, wenn die blaugeaugte Tochter des Gaugrafen es gerne sah, daß der liebenswürdige Zauberer ihr schön that; seine Worte waren süß und einschmeichelnd und ganz dazu geeignet, ein weibliches Herz zu gewinnen. Manche Abende belauschte Luna das liebende Paar, wie es in harmloser Minne schöne Stunden verlebte; aber plötzlich zogen sich an dem Horizonte der Liebenden düstere Wolken zusammen. —

Mechtilda sollte nach dem Willen ihres gestrengen Vaters das Weib eines Andern werden. Gerhardo, der Sohn eines mächtigen Gaugrafen in der Nachbarschaft, hatte bereits um sie geworben und die Zusage ihres Vaters er-

halten. Nequam's Nebenbuhler war aber ein gar wilder und ungestümer Mann, der dem Zauberer jedenfalls das Lebenslicht ausgeblasen hätte, wäre nicht die Sage verbreitet gewesen, diesen seinen Feind könnten keine irdischen Waffen verwunden; er sei fest gegen Feuer, Speer und Schwert. —

Außer Mechtilda hatte Mago Nequam unter den Deutschen auch noch viele andere Anhänger und Verehrer; Mancher, dem er mildere Sitten und künstliches Wissen beigebracht hatte, war seinem Lehrer in treuer Anhänglichkeit ergeben.

Der Zauberer war ein großer Liebhaber des edlen Waidwerks, und fast kein Tag verging, daß er nicht in Begleitung seiner Schüler und Freunde die Wälder durchstrichen hätte. Nun trug es sich zu, daß er eines Tages seinem Nebenbuhler Gerhardo auf der Jagd begegnete. „Ha, elender Fremdling! jetzt fährst Du hinab in der Hela finsteres Reich!" — rief Gerhardo, mit gewaltigem Arme seinen Speer nach Nequam schleudernd; Dieser aber wich schnell und gewandt dem vernichtenden Wurfe aus, so daß die Waffe über ihn weg tief in eine Eiche fuhr. Es entstand nun ein allgemeiner Kampf, in Folge dessen Gerhardo schwer verwundet von den Seinigen weggetragen werden mußte. —

Noch war die Dämmerung nicht angebrochen, als Mechtilda ihren Geliebten hastig aus dem Schlafe rüttelte. „Eile!" begann sie, „so eben erhalte ich die Kunde, daß Gerhardo's Vater mit seinen sämmtlichen Mannen im Anzuge ist; er will seinen Sohn rächen oder selbst untergehen. Auch mein Vater ist sehr ungehalten über Dich, Deines Bleibens ist daher nicht mehr hier. Sei indessen zufrieden, ich folge Dir." — „Wenn Du mir folgen willst, so sei es!" entgegnete der Zauberer, sich schnell reisefertig

machend. Draußen harrten ihrer schon die getreuesten Anhänger.

Noch waren die Flüchtlinge nicht weit entfernt, als sie schon die Schlachtgesänge der herbeieilenden Germanen vernahmen. Sie beeilten daher ihre Schritte und erreichten glücklich die Stelle, der gegenüber sich des Maines gelbliches Gewässer mit den grünlich klaren Fluthen des Rheines vermischt. „Da ist's schön, da laßt uns weilen!“ sagte die schöne Mechtilda. — „Ja, da ist's schön, da wollen wir uns niederlassen!“ entgegnete Nequam und seine Begleiter. —

Auf des Zauberers Befehl waren bald einige Häuser errichtet; sein Ruf als Meister in der Zauberkunst verbreitete sich bald in die fernsten Gegenden; von allen Seiten strömten Menschen herbei, um sich seines Raths zu bedienen, ein Haus entstand nach dem andern und — Moguntia war gegründet. —

Einstens fand man einen breiten Stein, und als man denselben mit vieler Mühe umgekehrt hatte, sollen deutlich die Worte dagestanden haben:

„Moguntia ab antiquo Nequam.“

Der Knappenacker bei Worms.

Aus den düster herniederblickenden Domen, wie aus den stolz auf steiler Höhe trotzenden Burgen des Mittelalters vermag der Denkfreund den Geist eines Zeitalters zu beurtheilen, das von Adel und Geistlichkeit mit Tyrannei beherrscht wurde. So mächtig aber beide Stände, besonders der ritterliche Adel, auch sein mochten, so fehlte es doch nicht

an einem Gegengewicht, und dieses waren die kriegerischen Bürger der Städte, die, kräftig im Bunde, oft Kaiser und Ritterschaft Trotz boten.

Zu keiner Zeit herrschte aber im lieben, deutschen Vaterlande mehr Unordnung und Willkühr, als unter der Regierung des Kaisers Wenzeslaus (1378—1400). Das Oberhaupt des Reiches kümmerte sich durchaus nicht um Gesetz und Ordnung. Fehden und Empörungen, Räubereien und Mordthaten waren alltägliche Dinge. Der gewöhnliche Mann war furchtbar gedrückt, denn er vermochte sich nicht zu schützen; stolzer aber als jemals erhob die raub- und herrschsüchtige Ritterschaft ihr Haupt. Kein Recht galt mehr, als das des Stärkern. Sogar die Städte, einzeln dastehend, vermochten sich zuweilen nicht gegen den Adel zu vertheidigen; daher waren sie genöthigt, zur Sicherung ihres Handels und zu ihrem Schutze Bündnisse unter sich zu schließen. So einten sich im Jahre 1381 die Städte, Worms, Mainz, Speier, Straßburg, Hagenau, Weißenburg und Frankfurt zu einem Bunde, der sich nach und nach durch die Vereinigung mit dem Bunde der schwäbischen Städte außerordentlich verstärkte. Durch einzelne, kleine Siege zuversichtlich und übermüthig geworden, ergriffen die Städte die Offensive, anstatt sich auf die Defensive zu beschränken, und so geschah es denn, daß es im Jahre 1388 zwischen dem erwähnten Städtebund und dem mächtigen Adel zum förmlichen Kriege kam, den das gesunkene Ansehen Wenzels, der sich mehr das Leeren der Humpen und die Jagd, als das Regieren angelegen sein ließ, nicht mehr zu beschwören vermochte.

Obgleich mit zahlreichen Mannschaften in's Feld rückend, erlitten die Städte dennoch einige sehr blutige Niederlagen. Der Adel, von Jugend auf in Führung der Waffen geübt und aus zahllosen Fehden den Ernst des Kampfes

kennend, war natürlich den Städtern an Kriegserfahrung, manchmal auch an Ausdauer, überlegen.

Ein arger Feind der Städtebündnisse war aber Graf Ruprecht von der Pfalz. Diesen fielen daher die Heereshaufen der Städte Mainz, Worms und Speier in's Land und verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert. Bürger, Handwerksbursche, auch Knappen genannt, und Söldner waren die Bestandtheile der städtischen Haufen jener Zeit.

Die, gleich Rittern, mit Stahl bedeckten Bürger wußten mit Handhabung des Schwertes, der Lanze und des Kolben trefflich umzugehen und waren nach urkundlicher Versicherung trotzigen Gemüths. Die Handwerksbursche (Knappen), tapfere und wilde Gesellen, bildeten eine durch einen Meister befehligte eigene Abtheilung. Die Söldner, eine Art Lanzknechte, bestanden größtentheils aus blutgierigem und raubsüchtigem Gesindel.

Als Pfalzgraf Ruprecht von den Verwüstungen des städtischen Heeres Kunde erhielt, entbrannte er in schrecklichem Zorne und schwur, sich an den Krämern und Handwerkern furchtbar zu rächen. Schnell entsendet er Boten in die Nachbarschaft, und schon nach einigen Tagen sieht er sich an der Spitze eines stattlichen Heeres. Die Städter ziehen sich auf Worms zurück, erwarten aber in der Nähe dieser Stadt festen Fußes den Pfalzgrafen.

Am 6. November 1388 kam's zur Schlacht. Wild wogte der Kampf; man focht auf beiden Seiten mit namenloser Erbitterung. Ruprecht wirft die städtischen Söldner, durchbricht die Reihen der Bürger und geräth, umgeben von seinen Rittern, mit den Handwerksburschen in's Handgemenge. Ehrhard der Schmied, Hauptmann der Knappen, dringt in Person auf den Pfalzgrafen ein, schleudert einen schweren Hammer gegen ihn, fehlt ihn aber und streckt den Nachbar Ruprecht's zerschmettert zu Boden. Im-

mer wüthender dringen die Pfälzer auf ihre Gegner ein, deren Zahl gräßlich zusammenschmilzt, und der größte Theil der Handwerksbursche oder Knappen fällt unter den Schwertstreichen der pfälzischen Ritter. Wer es kann, wendet sich zur Flucht. Die Schlacht war für die Städter verloren.

Das Feld, wo die Handwerksbursche den Rittern so männlich widerstanden, heißt bis auf den heutigen Tag der Knappenacker im Munde des Volkes.

Das weiße Windspiel.

Wer von Euch, geliebte Leser, ist nicht schon zum schönen Rheinstrome gewandert, wem von Euch sind nicht die reichen, von Ceres und Bachus gesegneten Fluren mit den heiteren, lebensfrohen Menschen nicht wie ein Paradies erschienen? Aber so lachend und blühend sich diese Gefilde darstellen, zur Freude und zum Genuße einladend, so ernst verdrängt die Vergangenheit die zauberische Gegenwart. Fast keine Scholle findet sich von Mainz bis weit über Worms hinaus, die nicht schon von Menschenblut gedüngt worden wäre. Römer und Gallier zückten hier bereits vor vielen Jahrhunderten die Schwerter, und gleich einem verheerenden Strome ergoßen sich Attila's wilde Horden über diese reichen Gauen. Schweden und Spanier stritten blutig an den Ufern des Rheines, und Verderben und Tod verbreiteten die Raubsoldaten des vierzehnten Ludwig.

Aber nicht allein Fremdlinge wütheten an dem vaterländischen Strome, sondern auch Germanias eigene Söhne vergoßen hier ihr Blut, indem sie gegen einander kämpften. Wandere über Worms gen Göllheim, so wirst Du

auf freiem Felde ein von liebender Hand errichtetes Kreuz, das Königskreuz genannt, finden, das die Stelle bezeichnet, wo der tapfere König der Deutschen, der ritterliche Adolph von Nassau, von Albrechts des Austriers eigener Hand fiel. An diese Begebenheit knüpft sich folgende Sage.

In dem letzten Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts, an einem schönen Sommerabende, wandelte in romantischer Umgebung, unfern der Lahn, zur Seite eines neuerbauten, schönen Schlosses, eine reizende junge Frau. Sie stand in der Blüthenzeit des menschlichen Lebens. Stille Wehmuth und Sehnsucht waren deutlich in ihrem edeln Gesichte zu lesen. Plötzlich aber strahlte Freude aus ihren blauen Augen, als sie ein weißes Windspiel erblickte, das durch das Thal laufend, den Weg nach dem kleinen Hügel, worauf sie sich befand, einschlug.

„Sei mir willkommen, du Bote meines geliebten Herrn!“ — sagte sie, den Hund streichelnd, der sie freundlich umwedelte. Kaum waren aber einige Secunden verflossen, so sprengten geharnischte Männer, aus dem Walde kommend, nach dem Schlosse. Das Windspiel begann freudig zu bellen und rannte wie auf Flügeln des Windes nach den Geharnischten hin.

„Ja, das ist er!“ — sagte die schöne Frau zu sich selbst — „Ich erkenne ihn an seiner stolzen, edeln Haltung. Ach, wie ich mich freue!“

Nach einer Stunde saßen in einer Laube des erwähnten Schlosses zwei Liebende. Es war Adolph von Nassau, der König der Deutschen, und seine Geliebte, Gela von Falkenstein, die er in einem Kloster, worin er verwundet lag, als Novize kennen gelernt. Gela war mit ihm, als er das Kloster verließ, entflohen.

Adolph brachte sie in diese wilde, aber herrliche Gegend, und bald erhob sich auf den Ruinen einer alten Römerburg zur Wohnung für Gela ein neues Schloß, Adolphseck

genannt. Hier in dieser Einsamkeit verlebte der deutsche König die glücklichsten Stunden seines Lebens; denn Gela hing an ihm mit der reinsten Zärtlichkeit. Von seinen Zügen und Reisen kehrte er jedesmal mit neuer Sehnsucht in die stillen Räume von Adolphseck zurück. —

„Ein Lächeln der Liebe ist mehr werth als eine Königskrone!“ — sagte Adolph zu Gela. — „Ich will Dir's nun gestehen: meine Sachen stehen nicht gut. Mein unwürdiger Vetter, der Bischof von Mainz, hat die unruhigen Fürsten dazu vermocht, ungegründete Klagen gegen meine Regierung zu erheben und meinen Nebenbuhler, Albrecht von Oestreich, zum Könige zu wählen. Ohne Kampf werde ich nicht weichen. Albrechts Heer naht schon dem Rheine, und in drei Tagen werde ich mich mit meinen Truppen in Bewegung setzen.“

In Gela's treuem Auge erglänzte eine Thräne ob dieser Rede, die ihr wie Grabgesang klang. Düstere Ahnungen ergriffen sie, und auch Adolph konnte sich derselben nicht erwehren.

„Nur dießmal laß' mich Dich begleiten,“ — sagte Gela in wehmüthigem Tone; — nur dießmal, denn entfernt von Dir, wird die Angst mich tödten.

Adolph konnte sich nicht entschließen, ihre Bitte zu bewilligen; er sprach ihr Trost zu, der ihm selbst fehlte. Unterdessen hatte sich, ohne daß es die Liebenden gewahr wurden, der Himmel umwölkt. Schwere Gewitterwolken zogen heran, und plötzlich fuhr ein Blitzstrahl hernieder, eine nahe Eiche zerspaltend. Gela mußte ohnmächtig in die Burg getragen werden.

Drei Tage hierauf ertönten die Hörner zum Abzuge; es war des Morgens in der Früh', und Gela lag noch zu Bette. Adolph hatte mit Vorsatz diese Stunde gewählt, um ihr das Schmerzliche des Abschieds zu ersparen. Nicht

so munter wie sonst, begleitete das weiße Windspiel seinen Gebieter.

Wie zwei furchtbare Gewitter näherten sich beide Heere dem Rheine, um sich daselbst zu entladen. Adolph nahm bei Göllheim eine treffliche Stellung; eine Abtheilung seiner Krieger, unter dem Grafen von Oettingen, stand bei Asselheim, und eine andere bei Oppenheim. Albrecht rückte heran. Adolph hätte erst die Ankunft des Erzbischofs von Trier mit seinen Reitergeschwadern abwarten sollen; aber sein allzu kühner Muth mochte keine Zögerung erdulden, und sein Geschick riß ihn fort.

Die Schlacht beginnt; der Nassauer thut Wunder der Tapferkeit, da werden seine Begleiter von ihm getrennt, und hundert Schwerter sind gegen sein Leben gezückt. Wüthend brechen sich seine Getreuen wieder Bahn, aber schon ist's zu spät; denn Adolph ist bereits in die Kniee gesunken. Albrecht selbst hat ihm den Todesstreich beigebracht. Traurig legen sie ihn auf eine Tragbahre und bringen ihn in das Frauenkloster Rosenthal.

Eines Nachmittags ging Gela vor der Burg hin und her, des entfernten Geliebten gedenkend. Wieder blickte sie hinab in das Thal, sehnsuchtsvoller und wehmüthiger denn je. Da durchbebte sie plötzlich ein freudiger Schauer, denn sie gewahrte das weiße Windspiel. Dießmal aber näherte sich der Hund nicht mit freudigem Gebell, sondern mit kläglichem Gewinsel; er war kein Freudenbote, sondern ein Bote des Todes. Gela folgte ihm bis zum Kloster, wo sie aber nur den Leichnam Adolph's traf.

Tief erschüttert von Schmerz und Trauer, beschloß sie, sich von der Welt zurückzuziehen, um in stiller Einsamkeit sich mit Gott zu beschäftigen und ihres gefallenen Helden zu gedenken. Die irdische Hülle ihres Geliebten ließ sie in der Kirche des Klosters Rosenthal beisetzen, und ein Kreuz da errichten, wo er unter den Streichen seiner Feinde ge-

fallen war. Dieses Kreuz, das Königskreuz genannt, ist noch bei Göllheim zu sehen.

Oft in stiller Mitternacht sah man eine verschleierte Dame mit einem weißen Hunde in die Schloßkirche zu Rosenthal wandeln, daselbst ein Gebet vor einem Grabmale verrichten und wieder zurück in eine Klosterzelle gehen; es war Gela mit dem weißen Windspiel.

Der Köhler bei Mornshausen.

In den zahlreichen Waldungen des sogenannten Hinterlandes werden jetzt noch eine bedeutende Menge Kohlen gebrannt; noch mehr aber war dieß gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall. Ueberall traf man damals in dieser wilden Gegend auf die dampfenden Hütten rußiger Köhler. Das Wildromantische dieses Theils des Großherzogthums Hessen wurde für den Reisenden bis zum Schauerlichen erhöht, wenn er diesen schwarzen Gesellen an den einsamsten Stellen der waldbewachsenen Höhen und Thäler begegnete.

In der Gegend von Mornshausen, in einem Waldthale, durch welches ein Weg führt, zeigt man jetzt noch eine Stelle, wo vor hundert Jahren eine Köhlerhütte gestanden haben soll. Folgende Sage existirt von den einstigen Bewohnern dieser Hütten noch jetzt im Munde des Volkes.

Ungefähr um das Jahr 1750 zog ein Wanderer, ein kleines Reisebündel auf dem Rücken und ein Mägdlein von etwa 7 Jahren an der Hand führend, durch den wenig besuchten Krofdorfer Wald. Der Reisende war hoch gewachsen und kräftig, seine Kleidung und überhaupt sein gan-

zes Aeußere beurkundete einen Mann, der in guten Verhältnissen gelebt hatte; sein etwas gebräuntes Gesicht ließ vermuthen, daß er in einem Lande gewohnt habe, dessen Sonne wärmere Strahlen zur Erde sendet, als in unserm nordischen Deutschlande. Das Mädchen, welches äußerst ermüdet zu sein schien vom ungewohnten Gange, war ganz nach der Mode der damaligen Zeit gekleidet. Sein braunes Haar fiel in reichen Locken auf Schultern und Nacken herab; die lebhaften Augen sahen oft forschend zu ihrem Begleiter hinauf, als wollte das unschuldige Kind in seinen Mienen lesen. Das Mädchen schien eine Frage auf dem Herzen zu haben; denn oft hatte es seine rosigen Lippen schon halb zum Sprechen geöffnet, aber immer schwieg es wieder. Endlich ließ sich sein Silberstimmchen vernehmen: „Ach lieber Vater!" — sagte es — „ich bin gar zu müde, kommen wir nicht bald an einen Ort!" „Ja, liebe Marie!" — antwortete der Mann, sich freundlich zu dem Kinde herabneigend und eine Thräne im Auge zerdrückend — „ja, wir kommen bald an einen Ort, wo wir lange Zeit, vielleicht für immer bleiben werden." — Plötzlich gewahrten die beiden Reisenden das Freie, und ein Dorf lag vor ihren Blicken. Das kleine Mädchen hüpfte vor Freude und neue Kraft ergoß sich in seine müden Glieder. Auch sein Vater ging rascher; doch verbreitete sich von Zeit zu Zeit ein wehmüthiger Zug beim Anblicke dieser Gegend über sein Antlitz. „Warst Du, lieber Vater, schon einmal hier?" — frug das Kind. — „Ja, liebe Marie!" — erwiederte der Mann — „hier in diesem Dorfe ward ich geboren, ward ich erzogen; von hier aus machte ich die Reise in die weite Welt, und nun sind es fast zwanzig Jahre, daß ich diese Berge nicht mehr sah." —

Der Frühling des Jahres 1758 hatte begonnen. Wald und Thal prangten im lebhaften Grün; die Sänger des Waldes ließen in zahllosen Chören ihre ewigen Melodieen

erschallen; hier und da weidete eine Heerde Schaafe, oder munterer Ziegen; es war einer jener schönen Frühlingstage, der Menschen und Thieren neues Leben einhaucht, der eine stille Behaglichkeit über die ganze Natur verbreitet. Dieses allgemeine Wohlbehagen schien sich auch einem vor einer Köhlerhütte am Wege nach Mornshausen mit einem Lämmchen spielenden Mädchen mitgetheilt zu haben. Fröhlich und neckend lief sie um die Hütte herum. Sie stand in der ersten Blüthe der Jugend und mochte höchstens 16 Jahre zählen. Ihr Anzug war einfach, ja fast ärmlich, aber rein. Auf einmal trat die Gestalt eines Köhlers aus der Hütte. „Liebe Marie!" — sagte der Mann — „gib mir einen Morgenimbiß; ich bin hungrig." „Ja, gleich lieber Vater!" — sagte das Mädchen. Schnell hatte sie ein Tischchen vor die Hütte getragen, worauf sie einen Topf frischer Milch stellte und ein schwarzes Brod legte. Der Köhler ließ sich's trefflich schmecken. Nachdem er seinen ersten Appetit gestillt hatte, hub er an: „Liebe Marie! — Du hast schon längst den Wunsch ausgesprochen, ich möchte Dir einmal die Umstände meines Lebens, bevor wir uns hier niedergelassen haben, erzählen. Es sind viele schmerzliche Erinnerungen, die sich an meine Vergangenheit knüpfen. Wie Du weißt, bin ich eigentlich ein Schmied. Meine Sehnsucht, die Welt zu sehen, trieb mich hinaus in die Ferne. Ich kam nach Italien, arbeitete in Mailand und Rom; zuletzt in Neapel, dieser Stadt, die vielleicht in der schönsten Gegend der Erde liegt. Eines Abends wandelte ich durch eine der prächtigsten Straßen Neapels. Plötzlich zupfte mich Jemand am Rockärmel. Als ich mich umkehrte, erblickte ich eine ältliche Frau, welche mich bat, ihr zu folgen. Furcht war von jeher meine Sache nicht, weßhalb ich mich willig von der Matrone führen ließ. Zu meinem nicht geringen Erstaunen ward ich in einen der schönsten Paläste geführt. Ueber Marmorstufen gelangten wir in einen prächtigen Saal.

Auf einem Sopha saß eine schöne Frau, welche mir, als ich eingetreten war, freundlich entgegenkam, meine Hand ergriff und also zu mir redete: „Wundere Dich nicht, Fremdling! daß ich Dich auf eine so seltsame Weise einführen ließ; die äußerste Noth drängt mich hierzu. Auf meinen Gängen zur Messe sah ich Dich stets rüstig am Ambose arbeiten; Du gefielst mir. Sage mir auf Deine Ehre, bist Du schon irgend an ein Weib gebunden?“ Als ich dieß verneinte, fuhr sie fort: „Wohlan! so sage mir, ob Du mich zur Gattin nehmen möchtest, wenn auch große Gefahr Deiner harrte?“

Ich war sogleich mit dem Jawort fertig. Jetzt erzählte sie mir, sie sei eines armen Schmieds Tochter. Ein alter, vornehmer Neapolitaner habe sie gesehen, sie ihren Eltern abgekauft, erzogen und vor einigen Monaten zum größten Mißvergnügen seiner Verwandten sogar geehelicht. „Höre noch mehr!“ — fuhr sie fort — „mein Gatte schied vor zehn Tagen von dieser Welt, nachdem er mich förmlich zur alleinigen Erbin seines ganzen Vermögens erklärt hatte. Hatte schon die Heirath die Gemüther der Verwandten wider mich aufgeregt, so wüthen sie jetzt noch mehr. Ich erbot mich, um sicher zu sein, gegen einen geringen Wittwengehalt auf das gesammte Vermögen zu verzichten; allein damit schienen sie eben so wenig einverstanden. Geschwister habe ich keine, und meine Eltern schlummern längst im Schooße des Grabes. Allenthalben lauern Dolche auf mich. Wenn Du mich schützend in ein anderes Land geleitest, so will ich gerne in Zukunft alle Mühen des Lebens mit Dir tragen.“ — Ich antwortete der schönen Frau, daß ich bereit wäre, sie bis ans Ende der Welt zu geleiten. Noch in derselben Nacht begaben wir uns auf die Flucht; sie hatte ein Kästchen mit Juwelen mitgenommen, und mir einen kostbaren Ring an den Finger gesteckt. Noch in den Straßen Neapels entging meine Freundin kaum einer großen Gefahr. Ein Bandite wollte ihr eben den gezückten

Dolch in die Brust stoßen, als ihn noch zu rechter Zeit mein Degen durchbohrte. In einer Stadt Ober=Italiens traute uns ein Priester. Maria ward meine Gattin und Deine Mutter. Aber mein einziges Kind bist Du nicht; denn Du hast noch einen Bruder, der Antonio heißt und mehrere Jahre älter ist als Du.“ — „O, wo ist denn meine Mutter, wo mein Bruder?“ — frug hastig Marie — „Das will ich Dir gleich erzählen,“ — sagte der Köhler — „Mehrere Jahre verlebten wir glücklich in Italien, als ....“

Hier ließ sich ein fernes Pferdegetrappel vernehmen, als wenn ein Trupp Reiter herannahte, und es war keine Täuschung. Damals wüthete nämlich der siebenjährige Krieg, und das Heer des tapfern Herzogs Ferdinand von Braunschweig bekämpfte die Franzosen in jener Gegend. Fast jeden Tag fielen Scharmützel vor, und namentlich zeichneten sich durch einen an Verwegenheit grenzenden Muth die schwarzen Husaren aus, welche den tapfersten Regimentern des französischen Heeres furchtbar wurden.

Ein Trupp solcher Husaren näherte sich jetzt, ein Jeder, in die Farbe der Trauer gehüllt, trug einen Todtenkopf, dieß ernstmahnende Sinnbild an der Stirne. Marie eilte in's Innere der Hütte; der Köhler blieb ruhig stehen. Am Ende des Zuges ritt ein schlanker Jüngling; das krause Schnurrbärtchen stand seinem blühenden Gesichte, aus welchem ein Paar schwarze Augen blitzten, allerliebst. Sein Pferd jedoch schien den Muth des Reiters nicht zu theilen. Vor der Köhlerhütte sprang der Husar vom Pferde und ging rasch auf den Köhler los. „Verstehst Du vielleicht ein Hufeisen anzunageln?“ — frug er in etwas barschem Tone — „Das kann geschehen“ — antwortete der Köhler und ging, um Nägel und Werkzeuge zu holen. Mittlerweile war der Husar auch in die Hütte getreten und hatte die schüchterne, im Hintergrunde sich bergende Marie erblickt. „Ei, sieh da!“ — rief er mit freundlicher Stimme — „hätt' ich doch

nimmermehr geglaubt, daß in dieser Baracke solch eine holde Dirne zu finden wäre!" Die erröthende Marie suchte zu entschlüpfen, doch er fing sie in seinen Armen auf und drückte einen Kuß auf ihre Rosenwangen. Der Köhler aber stand mit erhobener Schürstange hinter dem Husaren, ihm mit funkelnden Augen zurufend: „Hör' Er, mein Herr! das Mädchen laß' Er in Ruhe, oder ich zerschmettere Ihm die Hirnschale!" Doch der Jüngling lachte ihn keck an, sagend: „Geh, Alter, nagle das Hufeisen an; wer könnte einem solchen Mädchen, wie Deiner Tochter, etwas zu Leid thun?" — Während der beruhigte Köhler das Hufeisen befestigte, ruhten des schönen Jünglings Blicke auf der holden Marie. Der Köhler hatte seine Arbeit vollendet und der Reiter schwang sich leicht auf sein Pferd. „Nun, schönes Kind!" — rief er Marien zu — „noch einen Dienst begehre ich von Dir! bringe mir einen Morgentrunk!" — „Bring' eine Schaale Milch, Marie!" sagte der Köhler. Der Jüngling nahm die Milch, trank sie und sagte dann, einen seelenvollen Blick auf das schöne Mädchen heftend: „O, könnt' ich immer bei Dir bleiben, holde Dirne! Doch wir werden uns einstens wiedersehen!" — Marie erröthete und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust; der Jüngling aber rief: „Lebt wohl!" wandte sein Roß und sprengte davon.

Bei dem Köhler war die Erscheinung des Reiters bald in Vergessenheit gerathen; lange Zeit war er nur des Abends zu Hause, denn weit und breit ward er als Vieharzt geholt. Nicht so war es mit Marie. Das Bild des schönen Jünglings schwebte ihr immer vor; mit Sehnsucht harrte sie seiner Wiederkehr. —

Als eines Abends der Köhler nach Hause kam, sprang ihm Marie freudig entgegen. „Er war da!" — rief sie ihrem Vater zu. — „Wer?" frug dieser, lang und gedehnt. „Der schöne Reiter!" lautete die Antwort, — „er will mich,

wenn der Krieg zu Ende ist, heirathen. Zum Unterpfande seiner Treue hat er mir diesen Ring gegeben."

Erstaunt sah der Köhler seine Tochter an. „Gib mir den Ring!" — gebot er, etwas unwillig. Marie gehorchte; — der Alte drückte an einer verborgenen Feder und das Bild eines schönen Frauenzimmers in fremder Tracht ward sichtbar. „Wie nannte sich der schöne Reiter?" — frug mit unbeschreiblicher Hast der Köhler. „Antonio Francesko, glaub' ich," — sagte das Mädchen.

„Wenn der Herzensjunge nur noch einmal hier wäre!" — — rief der Köhler aus. Zu Marien gewendet sprach er: „Heirathen darf er Dich nicht, denn wisse, er ist Dein Bruder!" — Marie ward bleich. Doch ihr Vater fuhr fort: Als ich Dir meine Geschichte erzählte, wurden wir von den Husaren unterbrochen. Nun die Fortsetzung derselben, damit Du jetzt erfährst, welche Bewandtniß es mit dem Ringe hat. Mehrere Jahre hatten wir glücklich in Italien gelebt, als Deine Mutter den Wunsch äußerte, einige Zeit in Rom zu bleiben. Ich war nicht dawider und wir begaben uns auf die Reise. Dein Bruder Antonio war ein munterer Knabe, er spielte unterwegs mit diesem Ringe, den ich am Finger trug, und zog mir ihn aus; ich ließ es geschehen. Er nahm ein Band, befestigte den Ring daran und hing sich denselben um den Hals. — Da krachte plötzlich ein Schuß, Deine Mutter stürzte todt an meiner Seite nieder: wir waren von Räubern überfallen. — Ich kämpfte wie ein Wüthender, aber all mein Widerstand war vergeblich. Ich und Du wurden gefangen von den Räubern. Die Kutsche sammt Deinem Bruder und Deiner armen, unglücklichen Mutter wurden von den scheu gewordenen Pferden im Galopp davon geführt; die Räuber hatten sich jedoch bereits fast aller Kostbarkeiten bemächtigt, und mir blieben nur etliche Juwelen übrig, die ich in meinen Unterkleidern eingenäht trug. Wenig oder gar nichts wird Dir noch aus jener Zeit

erinnerlich sein, denn Du zähltest kaum drei Jahre. Bald gelang es mir, mich und Dich der Gewalt der Räuber zu entziehen, In Rom erfuhr ich, daß ein deutscher Graf sich Deines Bruders angenommen habe; wer, habe ich nie erfahren. Unsere späteren Unglücksfälle sind Dir bekannt." — So viel Mühe sich auch der Köhler gab, den Aufenthalt seines Sohnes auszuforschen, so gelang es ihm dennoch nicht, denn die schwarzen Husaren befanden sich in allen preußischen Armeecorps vertheilt. —

Das Jahr 1763 brachte Deutschland den erwünschten Frieden. Die Heere zogen sich in Standquartiere. Eines Tages hielt ein Offizier der schwarzen Husaren, von einem Reitknecht begleitet, vor der Hütte des Köhlers. Sein benarbtes Gesicht beschattete ein schwarzer Bart, und seine Brust schmückte ein Orden. Rasch schritt er in die Hütte. Nach kurzer Zeit lag er dem alten Köhler in den Armen, und begrüßte statt einer Braut eine liebevolle Schwester. —

Der Graf Xaver von A. war es, der sich des verlassenen Antonio angenommen hatte. Zum Jünglinge herangereift, nahm er Dienste in Friedrich's siegreichem Heere, und durch Muth und Tapferkeit ward er bald Offizier. Nach kurzer Zeit hatte die Köhlerhütte einen andern Bewohner, denn Antonio Francesko hatte Vater und Schwester mit sich in seine Garnisonsstadt genommen.

Eberhard von Ortenberg.

Lenkt der Wanderer seine Schritte über Hanau das annuthige Kinzigthal hinauf, so wird er auf die Trümmer des alten Schlosses Ortenberg stoßen. Zwar ist das

ritterliche Geschlecht, welches einst diese Burg bewohnte, schon längst erloschen, aber noch lebt eine Sage von einem ihrer Bewohner im Munde des Volkes fort.

Zu den Zeiten des Kaisers Rudolph von Habsburg hauste Wolfram von Ortenberg in jenem Ritterschlosse. Sein einziger Sohn hieß Eberhard, der von seinem Vater eine Erziehung erhielt, die dem ritterlichen Geiste jener Zeit angemessen war. Zum kräftigen Jünglinge herangewachsen und wehrhaft gemacht, äußerte der alte Wolfram den Wunsch, sein Sohn möge nunmehr in die Fremde ziehen, um sich Ruhm und Ehre zu erwerben. „Denn wisse Jüngling!“ — sagte der Vater — „nur Einer ist unter Deinen zahlreichen Ahnen, von dem man nichts zu rühmen weiß, weil er sein Leben in träger Ruhe verbrachte. Diesem ahme nicht nach! Wie Du weißt, erhielt ich dieses goldne Kettlein vom Kaiser nach der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde, wo ich mehrere böhmische Schurken in der Nähe des tapferen Rudolph zusammenhieb. Der Ruhm des Vaters muß aber von dem Sohne neu gewonnen werden, oder es ist eitles Gepränge.“

Segnend legte der alte Wolfram bei diesen Worten die Hand auf das Haupt seines Sohnes.

Am andern Morgen in der Frühe verließ Eberhard in Begleitung eines Knappen das väterliche Schloß, den Weg nach Frankfurt einschlagend. Des Nachmittags ritt er durch einen großen Eichenwald, dessen kühler Schatten ihn an dem heißen Sommertage sehr wohl that. Er kam aber vom rechten Pfad ab und verirrte sich in dem Dickicht des Waldes. Es war Nacht, und er beschloß, sie unter den Bäumen zuzubringen. Aber plötzlich gewahrte er den Schimmer eines Feuers. Eberhard stieg ab, ergriff sein Pferd beim Zaum und ging nach dem Feuer zu. Es saßen einige bewaffnete Knechte um dasselbe, die er um den Weg befragte. Als sie ihm eben antworten wollten, nahm

nahes Rufen und Schreien ihre Aufmerksamkeit in Anspruch; sie eilten schnell der Richtung zu, woher die Stimmen zu kommen schienen. Immer näher kam das Geräusch, und der junge Ritter konnte deutlich das Wehklagen einer weiblichen Stimme vernehmen. Rasch das Schwert ziehend und sein Pferd seinem Knappen übergebend stürzte er durch das Dickicht und sah, wie ein Haufe Reisiger zwei Pilgrime, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren, gefangen führten. Der Eine der Gefangenen war von hoher Gestalt und bejahrt, der Andere stand kaum im Jünglingsalter und war außerordentlich schön.

„Nun haben wir sie endlich!“ riefen einige Knechte mit Schadenfreude. Die rohen Menschen rissen den Pilgrimen die breiten Hüte vom Kopfe, — da wallten blonde Locken über die Schultern des jungen Pilgers, und Eberhard gewahrte eine herrliche Mädchengestalt.

Mit flehenden Gebärden blickte ihn die schöne Jungfrau an, als wollte sie sagen: „Seid der Ritterehre eingedenk' und rettet die Unschuld!“

Da kam der Geist seiner tapferen Ahnen über den jugendlichen Ritter und er stürzte mit Löwenmuth und Löwenkraft auf die frechen Gesellen, so daß diese von einem panischen Schrecken ergriffen, das Weite suchten. Er entledigte nun die beiden Pilger ihrer Fesseln, die mit stummem, aber innigem Danke ihn anblickten. Auf seine Bitte um Erzählung ihrer Geschichte, antwortete der Alte: „Die Gefahr ist noch zu nah, laßt Euch für jetzt unsern Dank genügen.“ Hierauf eilte er, die Jungfrau an der Hand führend, in's Dickicht des Waldes.

Aber auf den zurückbleibenden jungen Ritter hatte die Gestalt der holden Dirne einen tiefen Eindruck gemacht, und als er unter einem Baume einschlief, träumte er die ganze Nacht von der schönen Pilgerin. Beim Erwachen glänzte das Gestirn des Tages bereits am Himmelsgewölbe

und vor ihm stand eine Jungfrau von edlem Ansehen in schwarzer Kleidung.

„Ihr habt meinen Feinden Beistand geleistet" — sagte sie; — „aber ich verzeihe Euch, denn Ihr glaubtet ohne Zweifel ein gutes Werk zu thun." Seelenvoll blickte sie ihn bei diesen Worten an und ein gewisser Zauber strömte von ihrem Wesen.

„Das Unrecht kann in meiner That sein, aber es lag nicht in meinem Willen!" — antwortete Eberhard.

Die Jungfrau bat ihn höflich, in ihrer Burg einzusprechen. „Ich bedarf Eurer Hülfe und Eures Raths — Ich bin eine Waise und die Erbin von Hohenau."

Der junge Ritter von Ortenberg mochte die Bitte der Jungfrau nicht abschlagen und folgte ihr.

Auf Hohenau angelangt, ward er in ein schwarz behangenes Gemach geführt, das außerdem noch mit seltsamen Verzierungen versehen war. Auf dem Tische stand ein beinerner Becher, neben welchem ein Evangelienbuch aufgeschlagen lag.

„Der Inhalt dieses Bechers" — sagte sie, sich an den Ritter schmiegend — „hat neulich großes Unheil angerichtet. Ich war nämlich die Verlobte des edlen Schott von Lingen. Hildegunde von Rauenthal, die Ihr heute sammt ihrem Vater in Pilgerstracht gesehen habt, warf ein Auge auf meinen Bräutigam, und brachte ihm aus Rache, da sich sein Herz ihr nicht zuwandte, in diesem Becher einen Zaubertrank bei, der den armen Schott wahnsinnig machte. Hierüber der Zauberei angeklagt, wußte sie in Begleitung ihres Vaters zu entwischen; ich aber schickte meine Leute aus, die Verbrecherin auffangen zu lassen. Das Uebrige ist Euch bekannt."

„Sie sieht aber so unschuldig aus!" — sagte Eberhard.

„Ihr Gesicht ist ein Rosengarten, in welchem Schlangen wohnen." — entgegnete Irmentrud — denn so hieß

die Erbin von Hohenau. Sie wußte den unerfahrenen Ritter nach und nach so zu umgarnen, daß er ihr schwur, an Hildegunde Rache zu üben. Kaum war jedoch der Schwur geleistet, so überlief ihn ein kalter Schauer, und eine Nebelhülle fiel von seinen Augen. Irmentrud's scharfen Augen entging diese Veränderung nicht. Um ihn zu zerstreuen, lud sie ihn zu einem Lustgange ein.

„Geht voran bis zum Fallthor,“ — sagte Irmentrud vertraulich; — „ich hab' noch Einiges im Hause anzuordnen und folge Euch bald nach.“

Eberhard sprang die Wendeltreppe hinab. Unten begegnete ihm ein alter Mann. „Eilt so schnell Ihr könnt!“ — sagte der Alte — „oder Ihr seid verloren. Draußen harret Eurer schon der Knappe mit den Pferden. Seid eingedenk Eures Vaters!“

Der Mann entfernte sich wieder mit schnellen Schritten. Wie von unsichtbarer Hand gezogen, lief der junge Rittersmann vor das Burgthor, setzte sich auf und jagte davon. —

Man erwartete damals den Kaiser in Worms, weßhalb sich unser Held nach jener Stadt wendete, die bei seiner Ankunft von Fremden wimmelte. Mit vielen jungen Rittern, die er dort kennen lernte, machte er hierauf einen Kriegszug gegen einen unruhigen Grafen mit und zeichnete sich durch heroische Tapferkeit aus; denn er war immer eingedenk der Ermahnung seines Vaters, daß der wahre Ruhm nur durch Thaten gewonnen werden könne.

Er zog nun wieder aufwärts nach dem Maine und kam in den Spessart. Als er sich eines Abends in einer Wildniß befand, entdeckte er eine Einsiedelei nebst einer Kapelle. Sich nähernd, gewahrte er eine junge Pilgerin, die vor einem Marienbilde betend kniete. Eberhard glaubte zu träumen; denn es war Hildegunde. Ein freudiges Licht leuchtete in seinem Innern, aber plötzlich gestaltete

sich dieses zu finsterer Nacht bei dem Gedanken an seinen Schwur. Der Glanz der scheidenden Sonne bildete eine Glorie um das Haupt der betenden Jungfrau, und dem jungen Ritter war es unmöglich, sich länger zu halten.

„Vergebt mir, denn ich habe schon gegen Euch gesündigt!" — sagte er, sich ihr zu Füßen werfend.

Ohne ein Zeichen der Ueberraschung sah Hildegunde den Ritter an, der ihr seinerseits erzählte, was ihm mit Irmentrud von Hohenau begegnet war.

Eine plötzliche Bewegung unterdrückend, schaute sie zum Himmel und sagte: „Ich verzeihe ihr; das letzte Wort meines Vaters war Verzeihung."

Eberhard erfuhr nun durch Hildegunde den wahren Hergang der Sache. Schott von Lingen hatte als Verlobter Irmentruds eine Neigung für Hildegunde gefaßt und jede Gelegenheit benutzt, sich der Letzteren zu nähern. Dieß gelang ihm jedoch nicht, wie er wünschte. Aber deßungeachtet entbrannte Irmentrud in schrecklichster Eifersucht. Nun aber lagen die Burgen Hohenau und Rauenthal nicht weit von einander, weßhalb sich die beiden Fräulein öfters besuchten. Irmentrud benützte diesen Umstand zur furchtbaren Rache. Sie kochte einen sinnverwirrenden Trank, in der Absicht, denselben beim nächsten Besuche Hildegunden vorzusetzen. Schott kam in das Zimmer, wo der heillose Becher stand; er war erhitzt und stürzte das Getränk hinab. Schrecklich waren die Folgen. Nach wenigen Stunden redete er irre; sein Wahnsinn ging bald in Raserei über und in diesem Zustande stürzte er sich in einen Brunnen. Irmentrud erhob nun Klage gegen Hildegunde, als hätte diese den Trank bereitet, um das Herz des Unglücklichen zu gewinnen. Zu diesem Behufe bestach sie zwei Männer zu falschen Zeugen, und Hildegunde wäre sicherlich verloren gewesen, wenn sich nicht ein alter Diener Irmentrud's, die Schändlichkeit

der Absicht seiner Herrin fühlend, in stürmischer Nacht nach Rauenthal geschlichen und Hildegundens Vater warnend den ganzen Hergang erzählt hätte. Die Größe der Gefahr erkennend, beschloß Jener, mit seiner Tochter in sicherer Verkleidung auf der Stelle nach Köln zum Erzbischof, seinem Freunde, zu gehen und diesen um Rath und Schutz zu bitten. Die Gefangennehmung und Wiederbefreiung erfolgte durch Eberhard am ersten Tage ihrer Reise, bei deren Fortsetzung sie sich verirrten und in den rauhen Spessart kamen. Der Greis vermochte nicht mehr weiter zu gehen; denn er wurde plötzlich sehr krank. Zum Glück trafen sie die verlassene Einsiedelei, wo der Greis starb, seine Tochter in den Schrecknissen der Wildniß lassend.

„Und was wollt Ihr nun beginnen?“ — frug Eberhard. —

„Ich will nach Köln gehen“ — antwortete Hildegunde, — „den Bischof zu bitten, daß er mir eine Freistätte in irgend einem Kloster verleihe.“

In diesem Augenblicke gewahrte der Ritter zwei Männer, die sich in die Einsiedelei schlichen. Er befahl seinen Knappen, bei Hildegunden zu bleiben und ging mit entblößtem Schwerte in die Klause. Bei seinem Eintritte streifte ihm ein Schlag die rechte Wange; schnell wie der Blitz aber sprang er zur Seite und durchstieß den einen der Strolche. Der Andere flehte um sein Leben, als ihm Eberhard das Schwert vorhielt, bekennend, daß sie Beide von Irmentrud von Hohenau um großen Lohn gedungen worden seien ihn und Hildegunde von Rauenthal aufzusuchen und um's Leben zu bringen. Eberhard ließ den Mörder durch seinen Knecht binden, während er dem Ritterfräulein den Vorgang erzählte.

„Ich kenne nur ein Mittel, Euch gegen die Nachstellungen dieser höllischen Dirne zu schützen“ — sagte er.

„Und welches?“ —

„Nehmt meine Hand an.“

Hildegunde erröthete und senkte den Blick zur Erde. Nach einigem Nachdenken nahm sie die Hand des Ritters und legte sie auf das Gesims zu den Füßen des Marienbildes, sprechend: „Gelobt mir hier vor der Mutter des Erlösers, mich als Eure Schwester zu betrachten, bis Euer Vater mich gesehen und uns gesegnet hat."

Eberhard legte freudig das Gelübde ab und hielt redlich Wort. Noch den nämlichen Abend begaben sie sich auf die Reise, wurden von dem alten Wolfram von Ortenberg herzlich empfangen, und bald war Hildegunde seines Sohnes eheliches Gemahl.

Doch die schändliche Irmentrud von Hohenau erreichte bald der Arm der unerbittlichen Nemesis. Eine furchtbare Räuberbande, im Einverständniß mit ihren Knechten, überfiel die Burg, plünderte sie aus und erdrosselte Irmentrud.

Lorenzo.

Es war gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, als ein junger Italiener mit einem schweren Reff fast alle Gauen unseres deutschen Vaterlandes durchzog. Seine Last bestand in Mäusefallen und Hecheln, und er kündigte dieß durch Rufen so oft an, daß sein Hals heiser ward. Er gehörte nicht zu dem gewöhnlichen Schlage der Italiener; er war hochgewachsen und schlank, wie die Söhne Germaniens, und seine Wangen waren nicht gelblich, sondern weiß und roth. Sein Name war Lorenzo, und seiner Behauptung nach war seine Mutter eine Deutsche und aus Darmstadt gebürtig.

Eines Abends spät war Lorenzo in einen Ort gekommen, in welchem er, wie gewöhnlich, bei einem Bauersmann

übernachten zu können hoffte. Dießmal fand er sich jedoch getäuscht; Jedermann wies ihn von seiner Schwelle, und kein gastlicher Herd nahm ihn auf. Als er den ganzen Ort durchgangen hatte, war er genöthigt, in dem Wirthshause, das am Ende lag, eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Freundlich, wie wenn sie ihn erwartet hätte, trat ihm die Wirthin entgegen und sagte: „Guten Abend, Eure Gnaden!"

„Erlaubet!" — entgegnete Lorenzo — „ich bin keine Gnaden; ich bin, wie Ihr sehet, ein armer Italiener, der mit Mäusefallen und Hecheln handelt."

„Treten Eure Gnaden nur näher; ich irre mich nicht" — erwiederte die Wirthin — „Wir rechnen es uns zur Ehre, einen solchen Gast aufzunehmen." Alles Ablehnen half nichts. Der bescheidene Italiener mußte als gnädiger Herr eintreten. Kaum war dieß geschehen, so ward sein Reff hinweggebracht.

„Wollen es sich Eure Gnaden nicht bequem machen?" frug die schmucke Kellnerin, indem sie ihm die schweren Schuhe auszog und ein Paar Pantoffel reichte.

Lorenzo glaubte zu träumen. Daß dieß jedoch nicht der Fall sei, belehrten ihn die Wohlgerüche aufgetragener Speisen und sein murrender Magen. Mit gierigen Blicken sah er heimlich nach den duftenden Schüsseln; denn er hatte schon lange nichts Ordentliches gegessen. „O, wer an solch' köstlicher Mahlzeit Theil nehmen könnte!" dachte er. Wie groß war daher sein Erstaunen, als sich ihm die Kellnerin mit den Worten nahte: „Wollen Eure Gnaden sich nicht jetzt zu Tische begeben?"

„Ich esse solche kostbare Sachen nicht; ich bin ein armer Italiener. Bringet mir einen Schoppen Bier!"

„Machen Eure Gnaden nur keine Umstände! Es ist einmal aufgetragen, und Sie müssen essen!"

Der Geängstigte mußte sich trotz alles Weigerns an

die Mahlzeit machen. „Mag es sein", dachte er, „wenn auch eine meiner Mäusefallen drauf geht!" Viel Freude machte ihm jedoch das kostbare Essen nicht, und mit Schrecken dachte er an die bevorstehende Zeche. Als er sein Souper beendigt hatte, zog er sich in eine Ecke des Gastzimmers zurück.

„Eure Gnaden sind wahrscheinlich ermüdet. Wollen Sie sich nicht zur Ruhe begeben?" frug die Wirthin freundlich. „Ach ja! bringet mir ein Gebund Stroh, denn auf solchem pflege ich zu schlafen."

Die Wirthin sah ihn erstaunt an und sagte: „Eure Gnaden belieben zu scherzen, in meinem Hause schlafen Sie nicht auf Stroh."

Die Kellnerin erschien mit Wasserflasche und Licht und bat Lorenzo, ihr zu folgen. Er ward in ein schönes Schlafzimmer geführt, in welchem nichts fehlte, was zur Bequemlichkeit dienen konnte. Als er allein war, durchkreuzten allerlei beunruhigende Gedanken sein Gehirn. Er dachte an Werber, Seelenverkäufer und Zauberer. Die ganze Nacht floh ihn der Schlaf, und kaum graute der Morgen, so trat er schon ins Gastzimmer, nach seiner Zeche, seinen Papieren und seinen Mäusefallen und Hecheln fragend.

„Eure Gnaden dürfen uns heute noch nicht verlassen!" — sagte die Wirthin sehr höflich. „Ich bin verkannt, ich bin keine Gnaden!" rief Lorenzo aus und Schweißtropfen traten ihm in's Angesicht. Allein fort konnte er nicht; man verweigerte auf die höflichste Weise von der Welt seine Habe.

Gegen Mittag fuhr eine Kutsche, von zwei feurigen Brauen gezogen, vor's Wirthshaus, und ein wohlbeleibter, vornehmer Herr mit einem weinrothen Gesichte stieg aus und kam gerade in die Stube, in welcher sich der Italiener befand. Der fremde Herr trug eine große Brille, unter

welcher ein Paar verschmitzte Augen leuchteten, mit welchen er Lorenzo sehr aufmerksam vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete. Dem armen Italiener ward sehr unheimlich zu Muthe; er dachte nicht anders, als daß er diesem Manne verkauft sei.

Eine Mahlzeit, prächtiger als die am vorigen Abend, ward aufgetragen. Der dicke Herr machte sich mit gutem Appetite darüber her, und nöthigte Lorenzo ein Gleiches zu thun.

Nach Verlauf einer Stunde fuhr der Fremde wieder weg. Doch Lorenzo mußte bleiben; denn Niemand wollte ihm seine Mäusefallen und Hecheln, seine Schuhe und Papiere geben. Trübselig saß er in einer Ecke der Weinstube, den Kopf auf die Hand gestützt und mit banger Erwartung der Dinge harrend, die da noch kommen sollten. Auf einmal ward die Thüre leise geöffnet und eine fremde Frau steckte den Kopf herein; es war eine Tabuletkrämerin.

„Belieben der Herr Etwas zu kaufen?“ frug sie.

Lorenzo sah sie wehmüthig an.

„Der Herr sind sehr traurig! Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?“ Lorenzo machte eine verneinende Bewegung.

„Der Herr brauchen gerade nichts zu kaufen; ich kann mit etwas Anderem dienen. Wollen Sie die Zukunft erfahren, eine der Glückskarten ziehen? es kostet nur drei Kreuzer.“

Die Frau breitete vor Lorenzo, dessen Blicke sich zu erheitern begannen, eine Anzahl Karten aus. „Ziehen Sie, mein Herr!“ Unwillkührlich streckte Lorenzo die Hand aus und zog eine Karte. „Sehen Sie, mein Herr, welch' Glück Ihnen bevorsteht!“ sagte die Krämerin, die Karte nehmend. „Lesen Sie! Hier steht deutlich gedruckt: Du hast Glück bei den Frauenzimmern; folge ihnen, und du wirst glücklich werden.“

Lorenzo war abergläubisch.

„Ich habe Glück bei den Frauenzimmern; ich werde glücklich sein!“ — wiederholte er sich wohl hundert Mal. Das Abendessen schmeckte ihm besser. Glückliche Träume umgaukelten ihn.

„Wollen Eure Gnaden nicht zum Frühstück kommen?“ — frug am andern Morgen die muntere Kellnerin, die Thüre leise öffnend — „'s ist schon etwas spät!“

Kaum hatte er sein Frühstück beendigt, als eine Kutsche mit vier Rappen daher rollte und vor dem Wirthshause anhielt; ein Herr, der etwa fünfzig Jahre zählen konnte, sprang behende aus dem geöffneten Schlag.

„Ist er noch da?“ frug er die Wirthin.

„Ja! Gehen Eure Gnaden nur in dieses Zimmer, da werden Sie ihn finden.“

Heftig klopfte Lorenzo's Brust vor Angst und Erwartung. Kaum hatte der Fremde die Thüre geöffnet, so rief er: „O schön, schön, treffend ähnlich!“ und auf den Italiener zukommend: „Willkommen, mein Sohn! willkommen! In meine Arme, nach langer, schmerzlicher Trennung!“ Er zog Lorenzo an seine Brust.

Die Thüre war nach dem Eintritte des fremden Herrn offen geblieben, daher konnten viele Menschen Zeugen dieser Scene sein. Hier und da hörte man flüstern: „Er ist's wirklich! er ist's!“

„Komm' mit mir, mein Sohn! ich muß Dich einen Augenblick allein sprechen“ — sagte der Fremde.

„Höre!“ fuhr er fort, nachdem beide in einem entlegenen Zimmer angekommen waren — „ich bin der Freiherr von T... Mein Sohn, dem Du auf ein Haar ähnlich siehst, stand in kaiserlichen Kriegsdiensten und ist vor einigen Monaten in einer Schlacht gegen die Türken geblieben. Der Unglückliche war mein einziges Kind, und daher der einzige Erbe aller meiner Güter. Man sah Dich zufällig und fand

Dich meinem Sohne täuschend ähnlich. Alles, was Dir seither begegnete, war meine Veranstaltung. Meine Frau würde wahnsinnig werden, wenn sie ihren geliebten Friedrich nimmer wiedersehen sollte. Um ihretwillen ist die ganze Sache eingeleitet. Du wirst jedoch für immer in dem Rechte bleiben, in das ich Dich heute einführen werde. Allein Eins verlange ich von Dir: Du darfst nie an Deine Eltern schreiben, sie dürfen nicht wissen, wo Du bist, und mit keiner Sylbe darfst Du ihrer erwähnen."

„O, meine arme Eltern! sie kann, sie darf ich nie verläugnen! Ach, gnädiger Herr! ich verzichte auf alle Ihre Reichthümer; lassen Sie mich nur in Freiheit, damit ich wieder in die weite Welt — damit ich meine Eltern wieder sehen kann!"

„Nichts da! nichts da! das wird sich geben!" sagte der Herr von T... Zwei Bediente erschienen und brachten einen schweren Koffer.

„Hier, mein Sohn! wirst Du zwei vollständige Anzüge finden; wähle einen derselben aus und erscheine an der Wirthstafel." Nach diesen Worten verließ der Herr von T... das Zimmer.

Ein grüner Anzug sagte Lorenzo am meisten zu, und diesen zog er auch an. Als er wieder in der Wirthsstube erschien, waren einige Fremde mehr da.

„Hier, meine Herren!" sagte der alte T..., „stelle ich Ihnen meinen Sohn Friedrich vor. Er war zwei Monate in türkischer Gefangenschaft und fand Gelegenheit zu entkommen."

„Ich bin ja ... es freut mich, Sie zu sehen!" stotterte Lorenzo.

Schon war es dunkel, als die Wagen in den Schloßhof des Herrn v. T. rollten.

„Mein lieber Sohn! mein lieber Sohn!" — rief eine

Frau, welcher alle Uebrigen ehrfurchtsvoll Platz machten. Es war die Frau von T...

Der folgende Tag war ein Fest der Freude. Der Adel nah und fern war eingeladen. Unter den Geladenen befand sich auch eine junge Wittwe, eine alte Liebschaft des in der Schlacht gebliebenen wirklichen Friedrich. Mehrmals kam unser Pseudo-Friedrich in nahe Berührung mit dieser schönen Dame; aber er war natürlich nicht im Stande, ihre Zeichen und Reden zu verstehen. Sie war daher am Schlusse der glänzenden Soiré sehr unzufrieden mit ihm.

„Was Ihren Friedrich anbelangt," sagte die junge Wittwe beim Abschiede zum Herrn von T... „so habe ich ihm für seine Vernachlässigung während des Balls eine Strafe zu diktiren, denn ich bin mit seinem Betragen gar nicht zufrieden; er hat sich sehr geändert, der sonst so galante junge Herr!"

„Rechnen Sie es ihm nicht so hoch an, schöne Frau; bedenken Sie, er ist Soldat! das Leben im Lager! die blutigen Kämpfe!"

„Das bedenke ich auch," entgegnete die Schöne, „aber meine Strafe muß ihm werden. Ich denke, Sie genehmigen es, daß er mir als ächter Cavalier das Geleite bis in die Nähe meines Schlosses giebt."

„O ja! das mag er thun!"

Die junge Gräfin von J... ließ vorfahren. Friedrich mußte an ihrer Seite Platz nehmen. Ihr Ton war derjenige, welcher zwischen Bekannten herrscht und wurde nach und nach so zutraulich, daß Friedrich in Verlegenheit gerieth. Zufällig sah er zur Kutsche hinaus und bemerkte, daß Jemand nachlief. In der Meinung, daß sein Vater diesen Mann nachgeschickt habe, ließ er halten. „Nicht wahr, mein Vater hat Ihn nachgeschickt, mir den Weg wieder zurück zu zeigen?" frug er den Fremden. „Ja, gnädiger

Herr!" „Nun, Madame, wenn Sie es erlauben, will ich aussteigen."

„Ei, so fahren Sie doch bis zu meinem Schlosse!"

„Nein, gnädige Frau! das kann ich nicht; ich habe meinem Vater in allen Stücken Gehorsam gelobt."

„So gehen Sie denn, unartiger, junger Mann!" sagte entrüstet die Gräfin.

Friedrich sprang aus der Kutsche, nahm einen kurzen Abschied und folgte dem Menschen, welcher sich als Bote ausgegeben hatte. Dieser war ein junger Mann von starker Körperbeschaffenheit; ein starker Schnurrbart beschattete sein Gesicht; an seiner Seite hing ein Hirschfänger. Seine Kleidung war die eines Jägers. Der falsche Friedrich folgte ihm daher ohne Argwohn. Der Führer war sehr einsilbig; er sah beständig vor sich nieder in finsterem Schweigen.

„Sind wir noch weit vom Schlosse?" frug Friedrich.

„Sie werden es gleich sehen", lautete die Antwort des boshaft vor sich hinblickenden Jägers. Nach Verlauf einer Viertelstunde ragte ein kleines Jägerhaus aus dem Dickicht hervor.

„Da wollen wir ein wenig einsprechen", sagte der Führer, — „ich entsinne mich nicht mehr recht des Weges, daher will ich mich hier darnach erkundigen."

Es war bereits Abend. Der Mond stand am Himmel. In dem Hause war Licht. Der Jäger trat zuerst in die Stube, Friedrich folgte.

„Hast Du ihn?" frug vom Tische aufstehend ein Mann von hoher Gestalt mit schneeweißen Haaren.

Auf dem Tische lagen zwei Pistolen.

„Durch List hab' ich ihn in die Falle gelockt!" antwortete der Gefragte; es war der Sohn des Greises.

„Höre, Du Schurke!" begann der Letztere, und seine Augen schleuderten Blitze — „glaube nicht, daß Du mei-

ner Rache entrinnen könntest, Du treuloser Bösewicht! Ist Dein Herz von Eis, daß Du Dich eines Wesens nicht mehr erinnerst, das Du unglücklich, unaussprechlich unglücklich gemacht hast. Sieh' hier, Friedrich von T... das Werk Deiner treulosen Verführung!"

Bei diesen Worten öffnete der Greis ein Kabinet, und auf einem Bette lag die bleiche abgezehrte Gestalt eines Mädchens.

„Noch steht es in Deiner Macht, Friedrich von T...! die Unglückliche wieder glücklich zu machen! Suche wieder gut zu machen, was Dein Leichtsinn schlimm gemacht hat, oder..."

Der alte Jäger ergriff eine der Pistolen. Friedrich machte eine Bewegung nach der Thüre, doch der Sohn des Greises schnitt ihm den Rückzug ab.

„Gnade! Barmherzigkeit!" schrie der falsche Friedrich, „ich bin verkannt! ich bin nicht derjenige, für den Ihr mich haltet! Ich bin nichts, als ein armer Italiener!"

„Das wissen wir wohl, daß Du als ein solcher ankamst; mein Sohn war zugegen, als Dich Dein Vater anredete. Keine Ausflüchte mehr! Noch einmal: mache meine Tochter, die Du elend gemacht hast, wieder glücklich!"

„Ich kann nicht glücklich machen, ich bin nicht Friedrich, ich bin Lorenzo, der arme Italiener!"

„Ha, elender Lügner!" schrie der Greis, schäumend vor Wuth und eine der Pistolen wieder ergreifend. Friedrich rennt nach der Thüre; der junge Jäger will ihn zurückhalten; in der Wuth unterscheidet der Greis nicht mehr: der Schuß fällt, und sein eigner Sohn wälzt sich in seinem Blute.

„O, entsetzliches Geschick!" knirschte der unglückliche Vater, mit furchtbarem Blicke gen Himmel sehend.

Halb todt rettete sich Friedrich in's Freie und irrte die ganze Nacht in diesem ihm unbekannten Walde umher.

„Schönes Glück bei den Frauenzimmern!“ dachte er — „Wenn das der Anfang ist, so sei mir Gott bei dem Ende gnädig.“ Als der Morgen herandämmerte, hatte er das Ende des großen Waldes erreicht. Durch einen schönen Wiesengrund schlängelte sich ein Bach; jenseits desselben lag ein einsames Häuschen und ein Weg führte zu demselben. Ermüdet, hungrig und durstig, wie er war, beschloß er, die Bewohner des Häuschens um eine Erquickung anzusprechen. Er trat ein. Eine ältliche Frau und ein junges Mädchen saßen in der Stube.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir etwas Milch zu reichen?“

Das junge Mädchen ging und holte das Erbetene. Begierig machte sich Friedrich darüber her. Während er sein einfaches Frühstück verzehrte, flüsterten die beiden Frauenzimmer mit einander. Bald blickten sie auf seinen schönen Federhut, bald auf seinen Degen, bald auf seinen Anzug, der nach Moos und Waldkräuter roch.

„Er ist's!“ flüsterte die Junge der Alten zu.

Friedrich sah sich ängstlich um; ihm war das Geflüster eine sehr zweideutige Sache. Kaum hatte er daher sein Frühstück genossen, so verließ er mit eiligen Schritten das Häuschen und brachte den ganzen Tag und die folgende Nacht im Walde zu. Am andern Morgen kam er in einen Ort. Im Wirthshause kehrte er ein und ließ sich ein Frühstück reichen.

Friedrich's Kleidung, sein unsteter Blick und überhaupt sein plötzliches Erscheinen, hatte Aufsehen bei den Bauern erregt. Kaum war er im Wirthshause, so füllte sich die Stube mit Landleuten. Ihre Mienen waren für Friedrich sehr bedenklich, noch mehr aber ihre Worte, die sie untereinander wechselten. Sie sprachen von einer Räuberbande in den benachbarten Wäldern, von einem Reisenden, der von dem Hauptmann erschossen worden sei u. s. w. Der

Geängstigte wäre gern entsprungen, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Acht stämmige Bauern traten endlich ein, erklärten Friedrich für ihren Gefangenen und nahmen ihn fest. Man brachte ihn auf einen Wagen, um ihn zum nächsten Richter zu escortiren. Der Weg führte durch einen dicken Wald. Etwa die Hälfte desselben mochte zurückgelegt sein, als in der Nähe plötzlich rauhe Männerstimmen ertönten und viele verwilderte Gestalten, mit Waffen versehen, zum Vorschein kamen. Wie Bestien stürzten sie sich mit dem Rufe: „Hurrah! Rettet den Hauptmann!" auf die Bedeckung des Wagens. Kein Widerstand fruchtet. Die Sicherheitswache wird niedergeworfen und mißhandelt, und Friedrich selbst wird ein Mantel von den Räubern mit dem Rufe umgeworfen: „Lauf! Lauf!"

Der Italiener ließ sich dieß nicht mehrmals sagen. Statt jedoch die Richtung, welche die Räuber nahmen, einzuschlagen, flüchtete er nach der entgegengesetzten Himmelsgegend.

Ganz ermattet legte er sich unter einen Baum und schlief bis die Sonne am andern Morgen schon ziemlich hoch stand. Da er großen Hunger verspürte, so machte er sich auf, um in ein Dorf zu gehen. Als er solches erreicht hatte, begab er sich in das erste Wirthshaus, das ihm zu Gesicht kam. Er setzte sich an einen Tisch und forderte vom Wirthe etwas zu essen und zu trinken. Der Wirth ging, aber unserm Friedrich ward es ganz unheimlich und dazu hatte er alle Ursache; denn der Wirth hatte ihn mit sonderbaren Blicken betrachtet.

Eine Magd brachte mit finsterer Miene einen Schoppen Wein. Friedrich trank ihn schnell aus, bezahlte ihn und wollte sich entfernen; — aber wie groß war sein Schrecken, als ihm vier Männer mit Gewehren, den Wirth an der Spitze, entgegentraten.

„Das muß einer der Hauptspitzbuben, oder der Dummste

von der Bande sein!" — sagte der Wirth — „Gestern Nacht wurde ich bestohlen, wie Ihr wißt, und heute Morgen kommt dieser Dieb und hat die Frechheit, mit meinem eigenen Mantel in mein Haus zu kommen."

„Nun, Bursche" — sagte einer der Bewaffneten — „uns entkömmst Du heute nicht."

Und in der That wollten sich heute keine Retter zeigen.

Der Richter empfing ihn mit gerunzelter Stirne und frug ihn: „Ist Er nicht der Hauptmann der berüchtigten Räuberbande?" Friedrich verneinte es.

„Wer ist Er denn?"

„Ich bin ein armer Italiener und heiße Lorenzo."

„Hat Er nicht den Mantel gestohlen?"

„Gott sei mir gnädig und die heilige Jungfrau! Nie hab' ich etwas gestohlen."

„Weiß Er was, Er ist ein Hauptspitzbube! Glaubt Er, uns so hintergehen zu können? Wir kennen die Pfiffe schon, Er wird damit nicht ausreichen. Fort mit ihm!"

Friedrich ward in ein dunkles Loch gebracht, aus welchem er jedoch jeden Tag einmal zum Verhör geführt wurde. Er blieb, wie sich von selbst versteht, bei seiner Behauptung.

Als er etwa vierzehn Tage gesessen hatte, wurde er in einer Nacht durch ein dumpfes Getöse aus dem Schlafe geweckt. Das Getöse kam von Außen. Die Mauer wurde durchbrochen und eine Stimme rief durch die Oeffnung: „Rette Dich!" Er kroch hinzu und fand ein Bündel. Durch die Oeffnung kam er in einen dunkeln Gang, der ihn in einen Garten führte; er stieg an einem Baume auf die Mauer und kam glücklich ins Freie. Als es Tag wurde, befand er sich wieder im Walde. Das Bündel enthielt einen vollständigen blauen Anzug, den er mit dem grünen vertauschte. Er nahm nun alle seine Kräfte zusammen und ging weiter. Ungefähr nach einer Stunde erreichte er eine Gegend des Waldes, die ihm bekannt schien. Ein Häuschen

stand auf einer schönen Wiese. Um zu erfragen, wo er eigentlich wäre, ging er in das Häuschen. O Schrecken! die beiden Frauenzimmer standen vor ihm, bei denen er vor einigen Tagen Milch genossen hatte und welchen er entronnen war. Friedrich war nicht so bald in die Stube getreten, als beide Frauenzimmer zur Thüre hinausrannten und Alles sorgfältig verschlossen. Der unschuldige Italiener war gefangen.

Pseudo-Friedrich rannte im Zimmer hin und her, allein er konnte keinen Ausweg entdecken. In der Verzweiflung schlug er ein Fenster entzwei und gelangte durch die Oeffnung in's Freie. Bald befand er sich wieder im Walde. Ermüdet legte er sich in einen Busch. Kaum hatte er eine Stunde hier zugebracht, als er ein fernes Geräusch vernahm, wie wenn ein Wagen gefahren kommt. Wirklich sah er auch bald eine Kutsche, mit vier schönen Pferden bespannt, daher rollen. Ein Hündchen, unstreitig zur Kutsche gehörend, lief schnüffelnd und bellend um den Busch. Unser guter Lorenzo sah sich wieder verrathen und mußte mit dem besten Gewissen von der Welt Reißaus nehmen. Eine sanfte Frauenstimme rief ihm nach: „Hierher, Friedrich! Hierher!" Unstet und flüchtig irrte er den übrigen Theil des Tages und der Nacht durch den Wald.

Am Vormittag des folgenden Tages erreichte er eine sehr breite Schneiße. Kaum hatte er sie betreten, so gewahrte er einen Förster, dem er nicht mehr ausweichen konnte. „Ach, guter Freund!" — sagte Friedrich — „zeigen Sie mir den Weg nach Tr.,"

„Recht gern, gnädiger Herr!" — erwiederte der Förster freundlich — „ich bin im Begriff dahin zu gehen."

Friedrich sah den Mann mit Mißtrauen und Bedenken an. „Gewiß erwartet dich wieder ein neues Abenteuer" — dachte er bei sich selbst — „Gnädiger Herr! gnädiger Herr! wie kommt der Mensch zu dieser Anrede!" Da der Mann

aber so freundlich und höflich war, verlor sich sein Mißtrauen nach und nach.

„Sind wir bald in Tr..?“ frug Friedrich.

„Dort zwischen jenen Pappeln liegt das Schloß“ — lautete die Antwort.

„Kann nicht sein! Tr.. liegt doch nicht zwischen Pappeln.“

„Thut nichts! thut nichts, gnädiger Herr! folgen Sie mir nur!“

Der Mann war so freundlich, bat so dringend, Friedrich mußte nachgeben. Nach kurzer Zeit erblickte er ein Schloß, und schon im Hofe kam ihm eine junge Dame entgegen, die Friedrich herzlich bewillkommnete; es war die junge Gräfin von L.....

„Endlich habe ich Sie!“ — rief die Dame aus — „Sie sind aber ein sehr ungalanter Herr!“

„Verzeihung! Verzeihung!“ stotterte Friedrich.

Wie im Triumph ward er in's Schloß geführt, und schon den folgenden Tag entdeckte die junge Wittwe dem vermeintlichen Friedrich ihre heiße Liebe und schlug ihm ein Ehebündniß vor.

„Gnädige Frau! ich darf .... Sie können mich nicht heirathen ... Ich bin nicht der junge Freiherr von T... ich bin .... nein! Sie täuschen sich .... denn ich bin ein armer Italiener.“

„Mögen Sie sein, wer Sie wollen!“ entgegnete die feurige Gräfin „... ich liebe Sie, und Sie müssen mich heirathen. Sie sind Friedrich von T.. und damit Basta!“

Des Italieners Einreden fanden kein Gehör. Die junge Gräfin hatte bald Alles besorgt, was vor einer ehelichen Verbindung geschehen muß.

Der alte Herr von T..., welcher allerlei Einwendungen vorbringen wollte, wurde mit Entdeckung des Geheimnisses bedroht. Bald waren Friedrich und die junge Gräfin

ein Paar und zwar ein recht glückliches, und der Inhalt der Glückskarte war in Erfüllung gegangen.

Schon den Tag nachher erzählte Friedrich seiner Gemahlin die erlebten Abenteuer; jedoch verschwieg er das in der Försterwohnung. Therese (denn so hieß seine Gattin) lächelte verschmitzt bei der ganzen Sache, und es schien, daß das Meiste ihr Werk gewesen sei.

Auch Lorenzo's Eltern genossen von seinem Glücke. Er ließ sie aus Italien kommen und sie verlebten Beide die letzten Tage ihres Lebens in Deutschland.

Warum ich diese Erzählung in die hessischen Sagen aufgenommen habe? Aus ganz einfachen Gründen; es soll nämlich eine angesehene Kaufmanns-Familie, die früher in unserm Großherzogthum gelebt hat, von Lorenzo und seiner gräflichen Gemahlin abstammen. Ich habe diese Sage schon mehrmals erzählen hören, die Namen aber aus Rücksichten nicht genannt.

Die unterbrochene Brautfahrt.

Aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges existirt, durch mündliche Tradition aufbewahrt, noch gar viel Beachtungswerthes im Munde des Volkes. Auch nachfolgende Begebenheit wird als Sage sowohl am Rhein, als in Hessen erzählt.

Im Frühlinge des Jahres 1648 stand der kaiserliche General Melander von Holzapfel, ein Protestant, der niederhessischen Armee im Stifte Köln gegenüber. Haupttreffen vermeidend, suchten sich die beiden feindlichen Heere

durch kleine Scharmützel, Ueberfälle, Kriegslisten und andere Operationen das Terrain abzugewinnen, ohne daß jedoch der eine oder der andere Theil etwas Erhebliches erlangt hätte. Endlich nöthigte das Anrücken der Schweden die Kaiserlichen zum Rückzuge in das Bergische.

Keinem Offizier der ganzen Melander'schen Armee mochte aber wohl dieser Wechsel des Kriegsglücks unangenehmer sein, als dem kaiserlichen General Sparre, der eine gar liebe Braut zu Siegenberg zurückzulassen genöthigt war.

Clementine von Efferten, eine Waise, und eine höchst liebliche Jungfrau von achtzehn Jahren, mit lichtbraunen Locken und schönen, sanftglänzenden, veilchenblauen Augen, verband mit einem herrlichen Wuchse, Innigkeit und Tiefe des Gefühls, wodurch der Sieg über ein Männerherz nie fehlen kann. Dabei besaß sie noch eine andere Eigenschaft, auf welche namentlich in unseren Tagen bei der Wahl einer Lebensgefährtin großes Gewicht gelegt wird: sie war reich. Ihr Vormund, ein naher Anverwandter von mütterlicher Seite, hatte ihr Vermögen mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltet, so daß die schöne Clementine ihrem einstigen Gemahl bedeutende Reichthümer zubringen konnte.

Nun lebte damals ein reicher Kaufmann zu Amsterdam, ein vierzigjähriger Wittwer, ein phlegmatischer, filziger Holländer von großer Corpulenz, van der Veen mit Namen, der durch einen Geschäftsfreund von der reichen Erbin von Siegenberg Kunde erlangt und sogleich den Vorsatz gefaßt hatte, den Versuch zu machen, ob es ihm vielleicht gelänge, die tugendsame, und, was ihm mehr galt, die reiche Clementine als eheliches Gemahl nach dem feuchten Holland zu führen.

Vormund und Anverwandte fanden in dem Antrag des Herrn van der Veen nicht nur nichts Seltsames, sondern sogar noch Vortheilhaftes; anders dachte Clementine.

Seitdem sie den General Sparre, der mit seiner Hand eine gar stattliche Person zu verschenken hatte, bei dem Carneval zu Köln gesehen, stand der Entschluß in ihr fest und unerschütterlich, nur diesem Sohne des Mars als eheliches Gemahl anzugehören.

Rache athmend zog der dicke Holländer der mit seinem Korbe aus Siegenberg, aber nicht sogleich nach Amsterdam, sondern nach Köln, wo er einige Zeit bei seinem Geschäftsfreunde, der ihm das reiche Fräulein von Efferten gefreit hatte, zubrachte.

Acht Tage nach dem Abzuge des Kaufmanns von Amsterdam waren Clementine und General Sparre Verlobte, und schon war der Hochzeitstag bestimmt, da machten die Schweden mit rauher Hand einen Strich durch die zärtliche Rechnung, und der Herr Bräutigam mußte die liebende Braut verlassen und in das Bergische ziehen.

Indessen wir nun den General Sparre seines Weges ziehen lassen, wollen wir einen Zeitraum von etwa drei Wochen überspringen und uns in das Lager der Niederhessen am Stein am Rhein in das Zelt eines Offiziers versetzt denken.

In besagtem Zelte waren zwei Männer in lebhaftem Gespräch begriffen. Der eine war ein dicker, pausbackiger Mann von der wünschenswerthesten Behaglichkeit, dessen grauliche, kleine Augen heimtückisch und Schadenfreude verkündend, aus ihren Hohlen blickten. Feine Kleiderstoffe, goldene Ringe mit Diamanten und ein gewichtiges Uhrgehänge vom edelsten Metalle ließen den reichen Manne nicht verkennen.

Der andere war ein Offizier der hessischen Reiterei, ein hochgewachsener, hagerer Mann von etwa sechsundvierzig Jahren. Sein von Narben bedecktes Gesicht war von Luft und Sonne gebräunt, und seine großen dunkeln Augen ruhten öfters prüfend und mit einem Gemische von Miß-

trauen auf dem dicken Mann, der mit einer goldgefüllten Börse spielte.

Beide saßen an einem Tische, wenn man einige auf Pfähle gelegte Bretter mit diesem Namen bezeichnen kann, und sprachen fleißig einer Flasche köstlichen Rebensaftes zu.

„Also, Ihr wollt nicht auf meinen Antrag eingehen, Lieutenant Colmar? — frug der Dicke aufstehend — „nun so will ich die goldnen Vögel einem Andern, der klüger als Ihr ist, in den Käfig flattern lassen. Hätte doch nicht gedacht, daß ein Kriegsmann von Eurer Tapferkeit so engherzig wäre!“

„Es ist einmal meine Sache nicht, Herr van der Veen!“ — entgegnete der Offizier, sich ebenfalls erhebend und einen Blick voll Begierde auf den Beutel mit Gold werfend, den der Kaufmann von Amsterdam eben einzustecken im Begriffe war — „es ist einmal meine Sache nicht, Jemand, der mein persönlicher Feind nicht ist, hinterlistig zu überfallen und meuchlings um's Leben zu bringen.“

„Wer redet denn aber nur von Hinterlist und Meuchelmord?“ — fuhr van der Veen fort — „Nicht ein Quentchen von beiden kommt in's Spiel. Sehet, die Sache geht ganz gut und verträgt sich äußerlich auch mit den Gesetzen der Ehre. Sichern Nachrichten zufolge fährt der General Sparre, den Gott verdammen möge, am 6. April, des Morgens frühe, mit seiner Braut nach Köln, um sich daselbst trauen zu lassen und wie mir sein eigner Bediente versicherte, geht bei dem Dorfe Pönitz seine Begleitung mit wenigen Ausnahmen wieder zurück. Daselbst könnt ihr ihn mit einer Abtheilung Eurer Mannschaft auflauern ...“

„Sprecht das Wort „auflauern“ nicht mehr aus, oder das Donnerwetter ... Das verdammte Wort! es klingt gar zu schurkenhaft und feige.“

„Nun seid nur nicht gleich so pikirt“ — sagte der Kaufmann freundlich grinzend — „Ich verstehe den Teufel

von Eurer Soldatenehre! Meinetwegen nennt es, wie Ihr wollt, nennt es angreifen, oder welch' andere Namen ihr Kriegsleute gebraucht, um euer sanktionirtes Morden zu rechtfertigen. Kurz bei Pönitz könnt Ihr meinem glücklichen Rivalen eine tüchtige Schlappe beibringen, die Braut wegnehmen, ihn in Stücke hauen, oder was Ihr mit ihm machen wollt; nur des zarten Fräuleins schonet, denn wisset, ich gebe, wenn Euch der Streich gelingt, noch nicht jede Hoffnung auf ihre Hand auf."

„Ihr seid der leibhaftige Satan, Herr van der Been!" — erwiderte Colmar nachdenkend — verführerisch wie eine schmucke Dirne und boshaft wie des Teufels Großmutter."

„Ha! ha! ha!" lachte der Dicke, sich die Hände reibend. „Nicht wahr, Freundchen! wenn man Geld hat, Geld muß man haben, sonst ist man ein armer Schlucker, eine Nulle und ein Nichts in der Welt und kann mit euch ehrlichen Leuten nie fertig werden. Es bleibt also dabei, Ihr macht durch die Hochzeit des General Sparre einen Strich. Hier!"

Mit diesen Worten drückte van der Been dem Lieutenant Colmar den goldgefüllten Beutel in die Hand, der ohne sich lang zu besinnen, die gewichtige Börse in die Seitentasche schob.

Beide Männer setzten sich wieder auf die gebrechlichen Schemel und leerten mit großer Behaglichkeit noch eine Flasche.

Drei Tage hierauf, des Morgens 8 Uhr, rollten aus Siegenberg mehrere schwere Kutschen, geleitet von etwa fünfzig Reitern. In einem Wagen saß der General Sparre in glänzender Uniform und neben ihm Clementine von Efferten; die übrigen Wagen waren von Herren und Damen, welche die Brautfahrt mitzumachen eingeladen waren, angefüllt.

„Ich weiß nicht, lieber Heinrich!" — sagte die holde Clementine, sich an ihren Bräutigam schmiegend — „es ist mir so bange zu Muthe; es hat mir heute Nacht gar seltsam geträumt. Ich sah mich gebunden auf einem Pferde fortgebracht, und als man mich an einem Busche vorbeiführte, grinzte das verhaßte Angesicht van der Veen's hinter demselben hervor. Ich sage Dir, es war ein schrecklicher Anblick."

„Ei, Du Närrchen, welche so wunderbare Gedanken!" — sagte Sparre, seiner Braut die Wangen streichelnd — „ich bin ja ganz geheim zu Dir nach Siegenberg gekommen; außerdem sind die Schweden wieder nach Hessen gezogen, und die Niederhessen stehen in ihrem Lager am Stein ganz ruhig. Von wem sollten wir also etwas zu fürchten haben?"

„Könnte aber nicht irgend ein schlechter Mensch hinter unser Vorhaben gekommen sein?" — sagte Clementine besorgt. „Da ist z. B. der Bediente, dor rothköpfige Konrad, der kommt mir mit seinem Galgengesicht gar zu verdächtig vor; ich weiß nicht, was Du an dem Kerl findest, daß Du ihm so viel Zutrauen schenkest."

„Das verstehst Du nicht, mein Liebchen!" — entgegnete Sparre — „Konrad ist treu, wie Gold, das glaub' mir auf mein Wort; seine Treue hat schon oft die Probe bestanden." Clementine schwieg.

General Sparre hatte seinem Geleite den Befehl ertheilt, eine Weile vor Köln auf seine Rückkehr zu warten; nur der Lieutenant Hardemar sollte mit vier Dragonern die Kutsche escortiren.

„Herr General!" — sagte plötzlich Hardemar leise zum Kutschenschlag hinein — „hier scheint's nicht recht geheuer zu sein. Mein Pferd schnuppert beständig in der Luft und hat schon einige Mal gewiehert. Dies ist ein Zeichen, daß es fremde Pferde witterte."

„Laß' Er einen der Dragoner mit Vorsicht vorausreiten und die Gegend recognosciren!" befahl der General. Der Dragoner ritt voraus, konnte aber nichts entdecken, und der Zug ging wieder ruhig vorwärts.

„Siehst Du, liebe Clementine!" — sagte der General — „Deine Furcht war . . . ."

Er wollte sagen „vergeblich"; aber in diesem Augenblicke erstarb ihm das Wort auf der Zunge. Es ließ sich nämlich Pferdegetrappel vernehmen und unmittelbar hierauf knallten einige Pistolenschüsse.

„Heilige Mutter Gottes, steh' uns bei!" — schrie das Fräulein außer sich vor Schrecken, als sie zum Kutschenschlag hinausblickte und die wenige Bedeckung mit einer weit überlegenen Reiterschaar im verzweifelten Kampfe sah.

„Sei ruhig, mein Schatz!" — sagte Sparre mit jenem entschlossenen Muthe, der sich nur in großen Gefahren zeigt. „Ich werde Dir zeigen, daß ich ein Mann bin." Nach diesen Worten erschoß er einen hessischen Reiter, der eben den Kutscher vom Bocke hauen wollte, sprang dann, den Säbel in der Faust, heraus und vertheidigte wie ein Rasender seine Braut.

In der Hitze des Kampfes hatte er indessen ganz außer Acht gelassen, daß die Pferde, welche die Kutsche seiner Braut zogen, wild geworden und in sausendem Galopp davon gesprengt waren.

„Rettet Euch, Herr General!" — schrie Hardemar verzweifelnd um sich hauend — „sonst seid Ihr verloren!"

Sparre sah doch endlich ein, daß Widerstand hier nichts vermöge, schwang sich auf ein Pferd, dessen Reiter in seinem Blute lag und sprengte eilig davon, während die Hessen die übrigen Kutschen untersuchten. Drei Dragoner waren gefallen, und Hardemar hatte sich nur mit drei seiner Leute zu retten vermocht.

Die ganze Scene hatte kaum drei Minuten gedauert.

In Köln traf General Sparre seine Braut wieder an; aber zu Bette und in einem bedeutenden Fieber liegend, so daß erst nach einem Monat die Trauung vollzogen werden konnte.

Jedermann glaubte damals, die Hessen seien zufällig auf den Brautzug gezogen; aber der rothköpfige Konrad bekannte auf seinem Sterbebette, daß er gegen seinen Herrn den Verräther gespielt habe.

Lange Zeit bezeichnete man den Ort, wo der Ueberfall stattfand, mit dem Ausdruck: „An der Brauthemme."

Sitten und Gebräuche.

Hochzeitsgebräuche.

Kaum sind Knabe und Mädchen der Schule entwachsen, so entwerfen die Eltern schon Pläne zu einer vortheilhaften Verheirathung ihrer Kinder. Steht der Bursche in einem Alter von etwa 17 — 18 Jahren, so wird demselben von seiner Mutter oder einer deren Stelle vertretenden Base ein passendes Mädchen für den Tanz vorgeschlagen. Der Bursche macht dann in der Regel allerlei Einwendungen und will durchaus nichts von Mädchen hören; allein hieran kehrt sich die Mutter oder Base durchaus nicht, sondern sagt: „Das will ich Dir sagen, daß Du mir ja nicht etwa einmal kommst mit Einer, die nichts hat.“ Der Bursche muß sich indessen doch die Ermahnungen gemerkt haben; denn wir sehen ihn bei allen Bohnenschnitten erscheinen, welche die von seinen Eltern Auserwählte besucht. Beim Nachhausegehen drängt er sich ihr zum Begleiter auf, spricht von allerlei interessanten Dingen, wie z. B.: „Hat Eure rothe Kuh noch kein Kalb?“ oder: „Habt Ihr Eure fette Schweine verkauft?“

Der Winter ist die Zeit, wo sich Diejenigen, welche künftig die Reise durch's Leben gemeinschaftlich machen sollen, fester aneinander ketten. Fast jeden Abend erscheint der Bursche in der Behausung seines Mädchens, setzt sich ohne Umstände hinter den Tisch, oder legt sich auf die Ofenbank, das Sopha der Landleute, und schläft wohl gar ein.

Acht Tage vor der Kirchweihe erscheint der Bursche gegen Abend in dem Hause seiner Geliebten, bewaffnet mit einer Flasche Wein oder Aepfelwein, stellt diese auf den Tisch und sagt, daß er sich die Liese oder das Gretchen zum Kirchweihmädchen erkohren habe. Wird die Flasche Wein oder Aepfelwein nicht zurück gewiesen, so ist die Bitte gewährt, im Gegenfalle nicht, was indessen sehr selten ge-

schieht, es müßte denn sein, daß der Bittsteller einige Morgen Landes weniger hätte, als das Mädchen. Wehe ihm dann! Die Heirath wird nie zu Stande kommen. —

So zieht sich die Sache ein bis zwei Jahre, auch wohl länger hin, nun aber wird die Heirath ernstlich beschlossen. Die Eltern oder nächsten Anverwandten kommen zusammen und der förmliche „Verspruch" findet statt. Das Mädchen wird vom Liebhaber gefragt, ob sie ihn heirathen wolle, und wenn sie „das Jawort von sich gibt", so händigt der Bursche seiner nunmehrigen Braut einen Kronenthaler ein. Das Verhältniß ist nun bindend.

Der Bräutigam läßt die Heirathspapiere fertigen, und, nachdem dieß geschehen ist, geht er, sein neues Wams anziehend, zum Herrn Pfarrer, um diesen zu bitten, die übliche Proclamation zu vollziehen. Beim Erstenmale des öffentlichen Aufbietens erscheint weder Braut noch Bräutigam in der Kirche. Das ist nicht Sitte. Schön herausgeputzt nehmen jedoch Beide den folgenden Sonntag Antheil an dem Gottesdienste. Alle Blicke sind nach der Braut gewendet, und in der Regel finden die weiblichen Lästerzungen, namentlich Diejenigen, an deren Thüre noch kein Freier klopfte, viel zu tadeln.

Um diese Zeit machen die beiden Brautleute die enorme Reise nach der nahen Stadt, um das Gesangbuch und den Muff oder Stauchen einzukaufen. Schon frühe des Morgens fährt man auf einem mit zwei Pferden bespannten, großen Leiterwagen ab. Die Braut, vielleicht noch nie nach dieser Himmelsgegend gekommen, auch die weite Entfernung fürchtend, sagt: „Ach Gott, wenn uns nur nichts passirt!" Nach beendigten Geschäften wird an diesem Tage gut gegessen und getrunken. Man nimmt an der Wirthstafel Antheil und trinkt vielen und guten Wein; denn der Bräutigam will es, daß seine Braut dieses Tages lange gedenken soll. Acht Tage vor der Kopulation laden die beiderseitigen Pathen zur Hochzeit, indem sie sagen: „Einen schönen Gruß von ... und seiner Braut ...! Bis Sonntag oder Dienstag wollen sie ihren Ehrentag halten. Da sollt Ihr ihnen die Ehr' und Lieb' anthun dabei mit Groß und Klein zu erscheinen und verzehren helfen, was Küch' und Keller vermag." Ist dieß geschehen, so wird in jedem Hause Wurst, Butter und Käse aufgetragen, wobei es an Aepfelwein nicht fehlen

darf. Man hat hier Gelegenheit, die deutsche Eß- und Trinklust zu bewundern. Ohne einen tüchtigen Rausch kommt keiner der Eingeladenen nach Hause. Einige Tage vor der Kopulation werden ernstliche Vorbereitungen zum Hochzeitsschmause getroffen.

Der Hochzeitsmorgen erscheint. Mädchen, Verwandtinnen und Freundinnen der Braut, sieht man hier und da mit bekränzten Haaren vorübereilen. Auf einmal läutet es Zehn. Das ist das Brautläuten. Bald hierauf gehen alle Geladenen zum Hochzeitshause; die Brautsuppe wird verzehrt, bestehend in warmem Bier. Die Braut selbst nimmt eine Weinsuppe zu sich, damit sie rothe Backen bekommt. Braut und Bräutigam präsentiren sich in vollem Staate. Die Erstere trägt ein Kleid von schwarzem Tuche, die Haare sind geflochten und oben mit einem Kränzchen verziert; des Letzteren Kleider sind gewöhnlich aus blauem Tuche gefertigt, der Oberrock schleift fast auf der Erde, der Hut ist mit Bändern und Sträußen geschmückt. Der Bräutigam holt nach 10 Uhr Vormittags den Geistlichen ab, und, nachdem dieser ebenfalls etwas genossen hat, erhält derselbe ein Sacktuch, eine Citrone und einen Rosmarinzweig; einen solchen erhalten auch alle übrigen Anwesenden. Plötzlich ertönen die Glocken, Alles setzt sich in Bewegung und zieht in folgender Ordnung zur Kirche: zuerst kommt der Bräutigam, zwischen dem Pathen und dem Geistlichen gehend, dann folgt die Braut, begleitet von jungen Burschen, die man Zuchtknechte nennt und welche auf ähnliche Weise wie der Bräutigam herausgeputzt sind; diesen reihen sich die Mädchen an und den Schluß des Zuges formiren die übrigen Hochzeitsgäste. Vor dem Altare verbeugen sich erst die Brautleute vor einander, dann geschieht dieß auch vor dem Geistlichen. Nach Beendigung der Trauungsformalitäten wird der Hochzeitszug am Ausgange der Kirche von Musikanten, die spielend voranziehen, empfangen. Am Hochzeitshause angekommen, gehen sämmtliche Gäste wieder auseinander, nach etwa einer halben Stunde umgekleidet wieder erscheinend, worauf das Hochzeitsmahl beginnt, das erst in Suppe, Gemüße und Fleisch mit Meerrettig besteht; hierauf wird Kaffee mit Kuchen umgereicht, und zuletzt kommen Butter und Käse. Daß Aepfelwein, Branntwein

und Bier nicht fehlen, versteht sich von selbst. Branntwein genießen nur alte Leute.

Während der ganzen Mahlzeit spielt die Musik muntere Walzer und Gallopaden. Hat der Magen seine Rechte erhalten, so bricht die ganze Gesellschaft auf und zieht jauchzend und lärmend durch's Dorf. Sind die Brautleute vermögend und sind sie nicht von der Wurzel alles Uebels, dem Geize, besessen, so lenkt der Zug nach dem Wirthshause, im andern Falle kehrt man in's Hochzeithaus zurück und hält die Tanzbelustigung entweder in der Wohnstube, oder in der Scheuertenne. Der Bräutigam eröffnet mit der Braut den Ball. Das Tanzen währet etwa bis nach Mitternacht, alsdann wird zu Nacht gegessen. Man trägt Reisbrei, gekochte Zwetschen, Braten mit Salat ꝛc. ꝛc. auf. In einigen Orten wird nach beendigter Mahlzeit keine Speise weggetragen. Da prangen sämmtliche Rudera der Mahlzeit auf dem Tische. Neben Brühe mit einem Stücke frischen Schweinefleisches steht eine Schüssel mit Reisbrei, neben dem Ueberbleibsel gedörrter Zwetschen ruht friedlich eine stark beeinträchtigte Schüssel mit Salat und dazwischen verbreitet Limburger Käse seinen aromatischen Duft. Das junge Volk, seine Zeit mit Trinken, Spaßmachen, Singen und derben Witzen ausfüllend, bleibt bis zum Tagesanbruch; die Aelteren begeben sich in der Regel nach Hause, um noch ein wenig zu schlafen. Soll des Morgens Kaffee getrunken werden, so wird zuerst ein Umzug im Orte gehalten, versteht sich mit Musik; voran geht oder reitet der Spaßmacher Schampotasch (Jean potage). Vor jedem Hause, in welchem sich ein Hochzeitsgast befindet, wird eingehalten. Liegt er noch im Bette, so holt man ihn ohne Barmherzigkeit heraus; kaum hat er Zeit, sich anzukleiden. Er wird mit Strohseilen gebunden, oder auf ein Pferd gesetzt, „statt des Zaumes den Schwanz in die Hand.“

In früherer Zeit, etwa noch vor 30 Jahren, dauerte ein solches Hochzeitsgastmahl bis zum Abende des dritten Tages, jetzt begnügt man sich, was unstreitig noch zu viel ist, mit zwei Tagen. Gegen 5 Uhr des zweiten Tages rückt der ganze Hochzeitsschwarm aus, die Musikanten an der Spitze, um das Gothenkissen zu holen. Nach einiger Zeit kommt der Zug wieder zum Vorschein, voran ein Mädchen, das in einem großen Korbe ein mit Bändern bis zum Ueber-

flusse besteckttes Kissen trägt. Nun ist die Zeit zum Schenken gekommen. Alle Gäste sind versammelt. Nachdem zuvor ein zinnener Teller auf den Tisch gestellt worden ist, tritt einer der Pathen auf, die Gesellschaft etwa mit folgenden Worten anredend: „Die jungen Leute wollen nun ihren eigenen Haushalt anfangen; dazu brauchen sie Allerlei, Schiff und Geschirr, Hausrath und vieles Andere. Die nun geladen worden sind, und dem Brautpaar die Ehre erwiesen haben zu kommen, mögen eine Beisteuer geben.“ Viele Gäste schenken einen Kronenthaler, andere Hausrath; während dieß vorgeht, steht die junge Frau da und weint bittere Thränen; das muß sie thun, sonst würden die Leute darüber schwätzen. Ehe sie sich indessen versieht, fallen die Verheiratheten über sie her, ihr das Brautkränzchen vom Kopf zu reißen. Da wird das Bräutchen übel hin und her gezerrt, bis es endlich einer schlauen Person durch List gelingt, dasselbe an sich zu bringen. In mehreren Orten wird dann gesungen:

Braut, zieh' die Brauthaub' aus!
Und sei die Frau in Deinem Haus.
Feigeblatt und grüner Klee,
Heut' eine Jungfer und nimmermeh'!

Die Gäste verlieren sich nach und nach.

Spinnstube und Fastnacht.

Auf dem Lande ist es gebräuchlich, daß den Winter über die jungen Leute sich in den sogenannten Spinnstuben versammeln. Während nun die Mädchen in geschäftiger Emsigkeit die schnurrenden Spinteln drehen, unterhalten sich Männer und Bursche, ihre Pfeifen rauchend, mit Erzählung erlebter Abenteuer, beigewohnter Balgereien und ähnlichen Dinge. Zuweilen lenkt sich auch das Gespräch auf Gespenster- und Geister-Erscheinungen, brennendes Geld, und gerade diese Punkte sind es, die nicht selten einen heftigen Wortstreit zwischen Alt und Jung herbeiführen; indem die Jungen, welche einen besseren Unter-

richt genossen haben, die Existenz von dergleichen Dingen in Abrede stellen. Am Ende müssen doch die Bursche das Feld räumen. Der Großvater (das Herrchen) oder ein anderer alter Mann gibt den Letzteren, den Pfeifenstümmel aus dem Munde nehmend, etwa folgende Zurechtweisung: „Ihr jungen Lappmäuler! Ihr wollt Alles besser wissen; die Alten sind auch keine Narren! Ich selbst habe, als ich vor ungefähr 50 Jahren zur Mühle fuhr, einen feurigen Mann gesehen; ich war damals noch ein junger Bursche wie Ihr, aber nicht so naseweiß; was das Aug' sieht, glaubt das Herz." —

Hierauf folgt gewöhnlich eine gewisse Stille, die jedoch bald wieder durch die Mädchen unterbrochen wird, indem eine derselben plötzlich ein Lied anstimmt, meistens das sehr beliebte Lied der deutschen Auswanderer:

Nun ist die Zeit und Stunde da,
Jetzt zieh'n wir nach Amerika.
Die Wagen steh'n schon vor der Thür',
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Und Alle, die mit uns verwandt,
Die reichen uns die Freundeshand,
Ihr Lieben, weinet nicht so sehr,
Wir seh'n uns jetzt und nimmermehr.

Und als ein Schiff am Ufer schwimmt,
Da waren wir hinein bestimmt;
Wir fürchten keinen Wasserfall,
Und denken: Gott ist überall!

Jetzt sind wir bald in Baltimor',
Da strecken wir die Händ' empor;
Wir rufen aus: Victoria!
Jetzt sind wir in Amerika!

Vor uns liegt die große Stadt,
Nach der das Schiff Bestimmung hat
Wir springen frohen Muths an's Land —
An unser neues Vaterland.

Nach Absingung eines solchen Liedes gewinnt die Unterhaltung wieder neuen Zug, und die Rädchen schnurren mit frischer Kraft. Man redet von fremden Ländern, von Krieg und Frieden. Peter erzählt, wie sein sel'ger Vater einen Franzosen, der die Milchsuppe hinter die Thüre geworfen, mit der Art Respekt beigebracht habe, dabei macht der Erzählende alle Gestikulationen eines Mannes, der einem Andern einen Schlag versetzen will, und seine kräftige Gestalt läßt vermuthen, daß er zur Noth auch mit einem Fran-zo

sen fertig werden könnte, wenn's auf den Faustkampf ankäme. — Oesters werden auch Spiele vorgenommen; das angenehmste ist, um des Scherzes willen, das Ringelstechen. Man zeichnet mit Kreide mehrere concentrische Kreise an die Stubenthüre und deutet den Mittelpunkt an. Einer der Bursche erhält einen Stock, mit welchem er, nachdem er sich mehrmals im Kreise herumgedreht hat, den Mittelpunkt stoßend treffen soll. Was ist aber die Folge hiervon? Der Mittelpunkt wird nicht allein nicht getroffen, sondern der Stoßende fällt auch noch unter großem Gepolter hinter die Stubenthüre. Alles lacht und jauchzt, und dem Herrchen fällt vor Lachen der Pfeifenstümmel aus dem Munde. — Derartige Unterhaltungen werden zuweilen durch Schäfereien mit den Mädchen unterbrochen. Geht nämlich Einer der Faden entzwei, so kann sie sich nicht genug eilen, denselben wieder anzudrehen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihr der Spinnrocken von einem Burschen genommen wird, der alsdann von Rechtswegen durch einen Kuß eingelöst werden muß. —

Hat eine solche Spinnstube einige Zeit gedauert, so wird Einstand getrunken. Nachdem Abends zuvor dieß bestimmt worden ist, entsteht plötzlich gegen acht Uhr am folgenden Abend eine außerordentliche Geschäftigkeit unter den Mädchen. In der Küche wird's lebhaft, Töpfe und Tassen fangen an zu klirren, und bald erscheint ein dampfender Kaffee auf dem Tische, über welchem sich die ganze Gesellschaft mit großem Eifer hermacht. —

Der Tag der Fastnacht erscheint. Schon mehrere Tage zuvor wird der Küchenzettel gemacht; denn da soll's hoch hergehen. Bei Tage sind die Mädchen in dem Spinnhause versammelt; Kuchen werden gebacken und Kaffee wird geröstet; auch geht man zum Krämer, um thönerne Pfeiffen Bänder und Tabak zu holen; man jubelt und freut sich, aber gesponnen wird natürlich nicht viel. — Endlich ist der ersehnte Abend gekommen. Kaum ist die Versammlung vollständig, so fängt der weibliche Theil an, Zubereitungen zu dem Fastnachtsschmause zu treffen, während die jungen Bursche sich ein wenig auf die Straße begeben, um Kräppel zu werfen. Die Ruhe manches Hauses wird dann durch das Geräusch der gegen die Hausthüre schmetternden alten Töpfe gestört. Nachzusehen, wer es war, ist vergeb-

lich; denn Werfen und Laufen geschieht in einem Moment Zurückgekehrt, erzählen die schadenfrohen Gesellen mit Frohlocken ihre Heldenthaten. Zu Scherz und Lust gestimmt, setzt man sich nun zu Tische, mit bestem Appetite den Salat mit Wurst und die gedörrten Zwetschen verzehrend. Den Beschluß macht Kaffee mit Kuchen. Nun holen die Mädchen Tabak herbei, und eine Jede gibt dem Burschen, der so glücklich war, ihre Gunst erlangt zu haben, eine irdene Pfeife, verziert mit grünem oder rothem Bande. Mag nun Einer rauchen können oder nicht, ganz einerlei, er muß sich dazu verstehen, wenn er nicht bei seiner Schönen in Ungnade fallen will. In dieser fröhlichen Stimmung beginnt auf einmal ein Bursche das Volkslied:

Lustig, ihr Brüder!
Lustig was Darmstädter*) sein;
Setzet Euch nieder,
Trinkt ein Glas Wein!

Trinkt zum Gefallen,
Bis daß die Thaler all' sind;
Wer soll denn zahlen,
Recht wohl geschwind?

Weg, weg mit Sorgen!
Weg, weg mit Widerwärtigkeit!
Spart sie auf morgen;
Heut' Lust und Freud'!

Wenn wir marschiren,
Geht es zum Galgenthor hinaus.
Du schwarzbraun Mädel,
Du bleibst zu Haus'!**)

und so weiter.

In großen Spinnstuben wird drei Tage lang Fastnacht gehalten. Auch Verkleidungen finden Statt, die nicht selten auf's Lächerlichste ausfallen. Da ist es denn etwas gar nicht Seltenes, daß eine Art Ziegenbock erscheint, im Zimmer herumstöbert, Alles über den Haufen wirft, und dann, nachdem er vergebens seine Hörner, wie zum Herausfordern, drohend gezeigt, wieder den Rückzug antritt, was er jedoch nicht ungeneckt zu vollbringen vermag.

*) Soll heißen Hessen-Darmstädter.

**) Der Verfasser dieses Liedes war wahrscheinlich ein Soldat, der dasselbe in dem letzten Kriege dichtete; denn seitdem ist es schon bekannt.

Die Kirchweihe.

Die Kirchweihe ist der Mittelpunkt aller Volksbelustigungen auf dem Lande. Mancher spart die Lustigkeit eines ganzen Jahres auf diese Tage und läßt ihr alsdann um so mehr freien Lauf. Und wer will es den Landleuten verdenken? Gewiß kein Menschenfreund! Sie nähren sich im Schweiße ihres Angesichtes, tragen des Tages Last und Hitze, — dafür wollen sie auch einmal froh sein, und daß dieß in derber Weise geschieht, das ist ganz natürlich; denn wer selbst derb ist, fördert Derbes zu Tage.

Die Zeitrechnung eines ganzen Dorfes dreht sich mehr oder weniger um die Kirchweihe. „So und so viel Wochen vor oder nach der Kirchweihe will ich Dieß oder Jenes thun, — ist Dieß oder Jenes geschehen“, heißt es. Jeder Hausvater sorgt dafür, daß um diese Zeit Geld in der Kasse ist. Die Bursche arbeiten fleißiger, um das Kirmesgeld höher zu bringen; wer faul ist, wird bedroht, daß man ihm bei der Kirchweihe seinen Beutel leer lassen werde. Im Orte wird stark davon gesprochen, wer dieses oder jenes Mädchen zum letzten Tanze führte und nach Hause geleitete, und es werden hieraus Schlüsse für die Kirchweihe gezogen. Ueberhaupt wird mit einer Wichtigkeit von diesen Dingen geredet, als hinge das Gleichgewicht Europa's davon ab.

Beim Anspielen der Kirchweihe ist es Zeit, daß sich jeder Bursche sein Kirmesmädchen sichert. Mit der Auserkornen wird sehr viel getanzt und vor dem Nachhausegehen der Kaffee getrunken, auch etwaige Differenzen in Ordnung gebracht.

Den jungen Leuten scheinen die paar Wochen bis zur Kirchweihe eine Ewigkeit zu sein. Am Sonntage vor Kirchweihe versammeln sich die jungen Bursche im Wirthshause. Wer Kirmesbursche werden will, unterzeichnet seinen Namen; bald ist die hinreichende Zahl vorhanden. Nun geht's an's Trinken, das bis an den Abend dauert. Hierauf ziehen die Bursche, Volkslieder singend, im Orte herum, damit Jedermann erfahren, welche Wichtigkeit heute abgethan worden ist.

Es ist Freitag vor Kirchweihe. Im Verlaufe des Tages sieht man hier und da Kinder, welche Blumen tragen, es sind die Blumen zum Kranze an den Kirchweihbaum, der den andern Tag gesteckt werden soll. Bevor jedoch das

Flechten des Kranzes beginnt, begeben sich die Bursche in die Häuser derjenigen Mädchen, die sie sich ausersehen haben, die Eltern um Erlaubniß bittend, das Gretchen oder Lieschen zum Kirchweihreigen mitnehmen zu dürfen. Ist der Bittsteller vermögend, so hat es keine Noth; ist er indessen arm, so kann er sich darauf gefaßt machen, einen Korb zu erhalten. Doch verfehlt selten ein Bursche die rechte Wahl.

Kaum ist am Freitage das Abendessen vorüber, so erscheinen im Wirthshause rothwangige Mädchen und kräftige Bursche, welche sich scherzend und neckend in des Wirthes Tanzsaal begeben, um ungestört Kränze flechten zu können, die zur Verschönerung des Kirchweihfestes nicht wenig beitragen sollen.

Am Samstagmorgen herrscht reges Leben. Gegen Mittag sieht man sämmtliche Bursche, mit Aexten versehen, zum Walde ziehen, um eine geeignete Tanne oder Fichte zu fällen. Viele haben Krüge mit Getränken umgehängt. Gegen drei Uhr des Nachmittags fahren Wagen ohne Leitern hastig aus dem Orte. Fragt man: „Wohin?“ so lautet die Antwort: „In den Wald, um die Kirchweihbäume zu holen!“

Welche Thätigkeit herrscht im Dorfe! Alt und Jung regt sich. Männer sieht man eilen, Mädchen und Weiber laufen auf und ab und rufen: „Eben wird der Kirchweihbaum gesteckt!“ Schon von ferne hört man Musik; muntere Walzer und Gallopaden ertönen und dazwischen ruft es: „Auf! auf!“ Das Geschrei verstummt. „Vivat! die Kirchweihe!“ schallt es aus vielen Kehlen. Die Krone des Baumes schwankt in den Lüften; die Musik spielt frisch auf, und Jubelgeschrei vermischt mit den gewaltigen Schlägen der Aexte und Schlägel, Keile einrammend, schallt weithin.

Auf der Gasse wird Alles ruhig. Die ganze Gesellschaft, welche den Baum steckte, wird nun von dem Wirthe, welchem diese Ehre widerfahren ist, mit Wurst, Salat und Aepfelwein traktirt. Nach vollendeter Mahlzeit gibt es ein munteres Leben. Die Bursche fangen an zu tanzen, weil sie die ganze Kirchweihe hindurch dieses Vergnügens wenig theilhaftig werden können. In Ermanglung von Mädchen nimmt der Peter den Hannes und der Philipp den Kaspar und walzt tüchtig d'rauf los. Hannes oder Kaspar ist aber nicht geschickt dazu, ein Mädchen zu agiren; er stolpert über ein Stuhlbein und die ganze Tanzgesellschaft fällt auf

einen Haufen. Hohngelächter und Jubelgeschrei! Der heißersehnte Tag ist da. Die Christengemeinde wallt zur Kirche. Kaum ist aber der Gottesdienst vorüber, so versammeln sich die Kirchweihbursche im Wirthshause. Einer von ihnen läßt sich verkleiden; ein alter Hut mit schlaff herabhängender Krämpe deckt sein Haupt, oder eine Maske sein Gesicht, und die übrigen Kleider entsprechen der Kopfbedeckung, kurz, der ganze Kerl wird äußerst entstellt. Das Kirchweihtuch wird nun an eine bunt angestrichene Stange geheftet, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung, um im Orte herum zu ziehen und die Kirchweihmädchen abzuholen. Damit sich jedoch die Erste, welche sich dem Zuge anschließen soll, nicht genire, muß des Wirthes Tochter, oder wenn derselbe keine hat, dessen Magd — sollte sie auch ein halbes Jahrhundert durchlebt haben — den Zug mitmachen. Das Tuch wird voran geschwenkt, die Musik spielt, und so geht's von dem Hause eines Mädchen zum andern, bis ein jeder Kirchweihbursche sein Theil an der Seite hat. Vor der Wohnung des Pfarrers, Schullehrers und Bürgermeisters wird Halt gemacht und ein lustiges Stück gespielt; denn diese Drei spielen die Hauptrolle im Orte.

Von der löblichen Schuljugend geleitet, langt der Zug wieder im Wirthshause an. Die Musik spielt, und der Kirchweihreigen beginnt. Nach und nach kommen die eigentlichen Gäste, die Bursche treten zurück und überlassen Diesen das Feld; — eine alte, gute Sitte will es so, und es ist lobenswerth. Aber eine andere Thätigkeit fängt für sie an: sie tragen das Kirchweihtuch vor Jeden, der Bajazzo darf dabei nicht fehlen, Wein wird präsentirt, und der also Belästigte ist genöthigt, Bescheid zu thun und eine Silbermünze in die dargehaltene Büchse zu werfen. Das heißt: man setzt auf das Tuch ein.

Die erste Nacht der Kirchweihe ist vorüber. Bleierner Schlaf hält alle Diejenige befangen, welche während der Nacht das Kirmesvergnügen ausgestanden haben; plötzlich ertönt die Musik, einen sogenannten Morgensegen spielend: rauhe Kehlen jubeln dazwischen. „Was soll diese Störung in so früher Stunde bedeuten?“ „Die Bursche halten ihren Morgenumzug.“ Vor dem Hause eines jeden Kirchweihmädchens wird eingehalten; auch der Herr Pfarrer, der Herr Schullehrer und Herr Bürgermeister wird nicht vergessen.

Der zweite Tag der Kirchweihe ist fast lediglich für die Ortseinwohner bestimmt. Fremde kommen da weniger; aber desto mehr Pelzkappen und lange Wämser schweben im Saale umher, und derbe Scherze und Worte hört man allenthalben.

„Heute sind die Bauern lustig,
Heute sind sie toll und voll!"

rufen stämmige Gesellen, die geleerten Flaschen aufstoßend, daß der Tisch kracht, und beim Tanzen die Mädchen mit kräftigem Arm schwingend, daß diese kaum den Boden berühren; hier und da nehmen sich Handfeste beim Kragen und wollen sich prügeln, die Musikanten hören auf zu spielen, und ein dichter Knäul Kämpfender entwickelt sich im Wirthssaale. Doch nicht lange dauert dieß. Friedfertige springen hinzu, mit gewaltiger Kraft die Streitenden auseinander werfend. Alles wird wieder ruhig.

Endlich heißt es: „Die Männer wollen tanzen!" Ehrerbietig treten die Bursche zurück, und wehe dem, der es nicht thut! Er wird von Männern und Burschen jedenfalls übel traktirt; sein gebläuter Buckel kann den folgenden Tag von manchem Schlage Rechenschaft geben. Das hat indessen nichts zu sagen, eine Kirchweihe ohne Schläge ist ein Ochs ohne Hörner, oder ein Löffel ohne Stiel.

In früherer Zeit wurde drei Tage Musik gehalten, jetzt ist's nicht mehr so, und das ist gut.

Den dritten Tag wird das Halstuch herausgespielt. Ehe dieß geschieht, wissen jedoch die Kirchweihbursche schon, wer es gewinnt. Sie lesen in einer Liste, auf welcher kein Name steht, und nachdem dieß einige Zeit des Scheins wegen geschehen ist, heißt es: „Gewonnen!" Und nun geht der Zug nach dem Hause des Glücklichen, der jedoch beiläufig gesagt, die ganze Geschichte auf den Blocksberg wünscht, weil er genöthigt ist, nüchternen Sinnes einen tiefen Griff in seine Kasse zu thun, und dabei noch die ganze, von zweitägigem Trinken sehr durstige Gesellschaft zu erquicken. Es läßt sich jedoch nicht ändern, er muß zum bösen Spiele gute Miene machen.

Nachdem dieß geschehen ist, wird die Kirchweihe begraben; das ist ein sehr trauriger Act. Ein alter Kochtopf wird vorangetragen, die Musik spielt einen Trauermarsch, ein Loch wird gegraben und der Topf hineingesenkt. Die

Bursche weinen bittere Thränen, und kehren betrübten Herzens zum Wirthshause zurück, in welchem sie sich folgenden Sonntag wieder versammeln, um ihre Zeche zu zahlen. Der Wirth macht ihnen jedoch über Alles, was sie an diesem Tage trinken, keine Rechnung. —

Die Kindtaufe.

Ist ein Kindlein zur Welt geboren, so darf vor allen Dingen nichts aus dem Hause verliehen werden, wenn nicht eine fremde Person Macht über das Kleine bekommen soll. Auch der hundertjährige Kalender wird zu Rathe gezogen, um zu erfahren, ob das Kind an einem glücklichen oder unglücklichen Tage auf unserem Planeten ankam. Einige Tage vor der Taufe wird von Mann und Weib Berathung über den zu wählenden Pathen, oder über die zu wählende Gothe gepflogen. Ist man über diesen Punkt im Reinen, so begibt sich der Vater des Kindes gegen Abend in das betreffende Haus. Das ist für ihn ein schwerer Gang; denn er ist genöthigt, die Formel, welche bei einer solchen Angelegenheit üblich ist, auswendig zu lernen.

„Was mein Begehr ist, will ich Euch gleich sagen," beginnt er, nachdem er sich einige Mal verlegen geräuspert hat:

„Unser Hergott hat die Welt vermehrt
Und hat mir einen Sohn bescheert,
Den sollt Ihr aus der Taufe heben
Und ihm Euren Namen geben."

Hierauf wird in der Regel nichts erwidert. In einigen Minuten aber hört man schon die Kaffeemühle knarren, und nicht lange dauert es, so steht ein dampfender Kaffee auf dem Tische. Während des Trinkens wird der Tag der Kindtaufe verabredet, der gewöhnlich auf den Sonntag oder Dienstag fällt.

Den Tag vor der Taufhandlung ladet die Hebamme befreundete Weiber zum Kindtaufschmause ein. In einem mit Bändern reich besteckten Kissen wird das Kind, im

Falle es die Witterung erlaubt, in die Kirche getragen; die eingeladenen Frauen gehen mit. Nach vollzogener Taufhandlung begibt sich die ganze Gesellschaft wieder in das Kindtaufhaus zurück. Hier trifft man die Wöchnerin im Bette an, und jede Frau reicht ihr einen Dreibätzner. Nun wird Kaffee und Kuchen servirt. Die Weiber fangen an munter zu werden, machen Späſſe und necken gegenseitig einander. Bald hierauf erscheint die Hebamme mit einem Strauß künstlicher Blumen und steckt diesen dem Pathen oder der Gothe an. Zuvor aber wird solcher der Gesellschaft herumgereicht und gefragt, wornach er rieche? Da heißt's denn: „Nach einem guten Trinkgeld und nach süßem Weine."

Letzterer wird aus Aepfelwein und Kochzucker bereitet und aus Tassen getrunken; er hat nicht selten einen sehr widerlichen Geschmack, weil es mit dem Aepfelwein nicht so genau genommen wird, der daher vor seiner Vermischung mit Zucker mehr Essigsäure hat, als wünschenswerth ist. Das hat mithin nichts zu sagen; der unverwöhnte Gaumen der Gäste findet ihn vortrefflich. Sind Weiber unter ihnen, die noch nie einem Kindtaufschmause beigewohnt haben, so bekommen auch diese Sträuße angesteckt und müssen ihren sogenannten „Einstand" in süßem Weine geben.

Gegen Abend verlieren sich die Frauen nach und nach, und der Vater des getauften Kindes zieht sein neues Wams an und bestellt sich für den Abend die Ehemänner der eingeladenen Weiber, welche dann bei Aepfelwein, Butter und Käse oft bis Mitternacht plaudernd und rauchend zusammensitzen.

Der Aberglaube.

Wenn auch der Aberglaube nicht zu den Sitten gezählt werden kann, so gehört er doch unläugbar in mancher Hinsicht zu den Gebräuchen; denn, wie bekannt, besteht er in einer Gesinnungs- und Handlungsweise, welche un-

aufgeklärte Menschen bei gewissen Gelegenheiten und Vorfällen an den Tag zu legen pflegen.

Zwar werden jetzt nicht mehr rothäugige Weiber als Hexen verbrannt, doch sind noch allerlei Umstände vorhanden, wodurch gewisse Leute auf dem Lande bei dem dümmeren Theil ihrer Nebenmenschen in ein nachtheiliges Licht gesetzt werden können.

Eine Frau kommt in die Wochen. Die Hebamme, wenn sie alt ist, verbietet jegliches Ausleihen von Hausgeräthen, an wen es auch sein möge, damit keine böse Menschen Gewalt über's Haus bekämen. Unverhofft erscheint aber eine Person, die im Geruche der Hexerei steht. Zufällig wird die Wöchnerin krank. „Wer war hier, als ich weg war“, fragt ängstlich die Hebamme. „Die und die Frau hat mich besucht“, lautet die Antwort. „Ei, das glaub' ich!“ ruft die Hebamme ängstlich aus, und einige Basen stimmen damit vollkommen überein. Eine derselben sagt: „Die hat's mit dem Bösen zu thun; auch denke ich eben daran, daß gestern eine schwarze Katze dicht am Fenster saß.“ Eine Andere fügt hinzu: „Ihre vielen Käse, die sie macht, entstehen auch nicht auf die rechte Weise. Als im Advent vorigen Jahres mein Peter aus dem Wirthshause nach Hause ging, sah er mit eigenen Augen, wie ein feuriger Drache zu ihrem Schornstein hineinfuhr! auch soll sie schon mehrmals gesehen worden sein, wie sie aus einem Handtuche, einen Spüllumpen um den Kopf, Milch gemolken habe.“ „Lauf' Eins schnell zum alten Schäfer!“ befiehlt die Großmutter mit zitternder Stimme. Der Gerufene erscheint; er ist schon unterwegs von der Sache unterrichtet worden. „Der Frau ist ein Possen gethan!“ sagt er, die hochgelehrte Stirne reibend und in der Stube auf- und abgehend. Kein Wunder, wenn er helfen kann; denn seine Kenntnisse sind auch wirklich zum Erstaunen. Die geheimnißvollen Künste des Lesens und Schreibens versteht er zwar nicht; auch das Vaterunser und die zehn Gebote kann er nur nothdürftig hersagen, aber sein Geist schweift weit über diese gewöhnlichen Gegenstände und beschäftigt sich mit Dingen, aus dem Gebiete des Unsinns, die in dem Garten seines genialen Geistes herrlich gedeihen. Die kräftigen Salben des Hexen- und Teufelsbanners helfen in-

dessen trefflich; er ist ein gescheider Mann, und Niemand sieht den Gewaltigen ohne Grauen an.

Er wird zu einer kranken Kuh gerufen.

„Eure Kuh ist behert!" sagt er zu dem Landmanne; „stellt eine Pfanne mit Milch bei, und ich werd' es Euch zeigen." Die Milch wird beigestellt; sie fängt an zu sieden und gerinnt. „Da habt Ihr's! die Kuh ist behert!" ruft er triumphirend; „gebt mir einen Krautstumpf, ich will die Milchmatten damit hacken, jeder Schlag, den ich in die Pfanne auf die Matten thue, trifft die Here auf den Kopf." Der alte Schäfer hackt nun wacker darauf los, von Zeit zu Zeit ausrufend: „Hört Ihr sie schreien? Ich treibe ihr die Sachen aus dem Kopf! In acht Tagen muß sich die Milch wieder einstellen; gebt der Kuh nur tüchtig zu fressen und zu saufen."

„Der Schulmeister mag sagen, was er will, es gibt doch Donnerkeile", sagt Nachbar Michel zu Nachbar Hannes, „mein Hannickel hat heute wieder einen gefunden. In der Erde können diese Steine doch nicht gewachsen sein." „Ja, Du hast recht!" entgegnet Hannes, überhaupt wollen die Leute in jetziger Zeit gar zu klug sein; man meint, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen, und am Ende wissen wir Alten doch mehr als sie. Da war neulich meiner Kuh das Gemelk geschwollen; ich nahm eine Donnerkeile, bähte es damit, und die Geschwulst verging. Wäre der Stein nicht aus den Wolken gefallen, wie hätte er sonst diese Wirkung thun können."

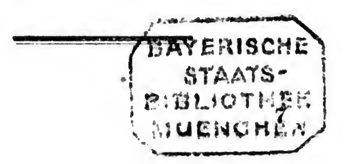
Auch die Irrlichter, diese unschuldigen Flämmchen, sind ein Gegenstand des Aberglaubens. „Es sind die Geister verstorbener Menschen, deren brennende Seelen nächtlicher Weile in den Tagen des Advents über kalte Sümpfe und Wiesen hinschweifen. Diese Geister böser Menschen harren der Erlösung durch irgend ein dazu ausersehenes Menschenkind." In Spinnstuben und andern Zusammenkünften der Landleute wird der Irrlichter mit schauerlichen Gefühlen gedacht, und es werden die seltsamsten und unglaublichsten Dinge erzählt. „Ein Jägerbursche war zur Erlösung eines Irrlichtes erkoren. Jeden Abend, wenn er nach Hause kehrte, folgte ihm dasselbe zur Seite, mit wehmüthiger Stimme um Erbarmung flehend. Doch der rauhe Waidmann achtete nicht das Flehen des unglücklichen Gei-

stes, sondern erwiderte seine Bitte mit Spott und Hohn. Eines Abends — es war ein kalter, sehr dunkler Winterabend — ging der Jägerbursche wieder nach Hause. Da bat ihn der Geist dringender denn je. Entrüstet ob dieser Belästigung greift der Jäger nach der Büchse, ein Schuß kracht durch die Nacht; ein Schrei, gräßlicher und stärker als das Krachen des Schusses, ertönt in den Lüften, und das Irrlicht ist verschwunden. Aber den Jägerburschen durchrieselt es eiskalt und dringt ihm durch Mark und Bein. Matt und kraftlos kommt er nach Hause, legt sich zu Bette, und den andern Morgen findet man ihn todt auf seinem Lager."

Auch Erzählungen von brennendem Gelde circuliren noch unter den Landleuten, und es war und ist noch jetzt bei der älteren Generation Sitte, solche in den langen Winterabenden sich einander mitzutheilen.

Der Glaube an Gespenster ist gleichfalls noch nicht ganz verschwunden; er steigt zuweilen wie ein drohender Dämon aus dem Chaos der Erinnerungen auf. Sagen von umgehenden grauen Männern, gewissenlosen Feldmessern und Poltergeistern, finden in manchen Ortschaften noch vielen Anklang. Hier hört man erzählen, dem Großvater sei, als er einst aus der Stadt nach Hause ging, an dem und dem Weg eine schwere, graue Gestalt auf den Rücken gesprungen, so daß er fast unter der Schwere hätte erliegen müssen; dort will Jemand zur Zeit des Mittags einen schwarzen Mann gesehen haben, der, ohne Kopf und Füße, eine volle Stunde unaufhörlich mit Messen beschäftigt gewesen sei. Vor der französischen Revolution und während des Krieges war manches Dorf von Trampelthieren bevölkert; fast jeden Abend ward eins gesehen. —

Doch die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher, herbeigeführt durch einen verbesserten Jugendunterricht, alle diese Dinge nur noch in der Erinnerung leben werden. Das Reich der Hexen und Gespenster wird nach und nach verschwinden, und nichts als die besonnene Wirklichkeit übrig bleiben!



Die Neujahrsnacht.

Gebildete und Ungebildete, Stadtbewohner und Landleute pflegen in der Regel die Nacht, in welcher ein Jahr in das Meer der Zeiten hinabsinkt und ein anderes wieder auftaucht, in einem gewissen Freudentaumel zu verleben. Viele Tausende jauchzen, wenn die Glocke ihre zwölf Schläge ertönen läßt, in wilder Lust auf, und in den glänzenden Salons der Großen, wie in den geschlossenen Kreisen vertrauter Freunde und in den bescheidenen Wohnungen der Landleute heben sich die Gemüther in der Stunde der Mitternacht aus dem Staube der Alltäglichkeit: eines Jeden Brust schlägt liebend der Menschheit entgegen.

In Dörfern, wo auf alte Sitte Etwas gehalten wird, begeht man in jetziger Zeit noch die Neujahrsnacht nach der Weise der Vorfahren. Doch haben auch hierin Zeit und Gesetze Manches anders gestaltet. Was indessen diese Schilderung anlangt, so wird der geneigte Leser finden, daß sie gewiß ganz dem Leben entnommen ist.

Auf den Sylvesterabend freut sich Jung und Alt schon lange vorher; denn er bietet Vielen Genüsse, deren sie zu keiner anderen Zeit theilhaftig werden können. Den Tag über herrscht ein geschäftiges Treiben im ganzen Orte. Kuchen werden gebacken, und überhaupt wie zu einem Feste sich gerüstet. Hier und da sieht man einen Burschen in einer Ecke stehen, der einen alten Karabiner oder eine Pistole aus den Zeiten Prinz Eugens putzt. Denn er will Trotz dem Verbote und der Sicherheitswache seinem Schatze das neue Jahr anschießen. „Ach, was werde ich heute Nacht für Schrecken ausstehen müssen!“ sagt Hannchen zu Nachbars Grethe, „mein Peter hat mir heute Morgen schon die Pistole gezeigt, womit er vor meiner Schlafkammer schießen wird.“ „Glaubst Du, Du würdest allein erschreckt werden?“ entgegnete Grethe etwas ärgerlich, voriges Jahr schossen drei vor meinem Fenster. Der Eine wäre beinahe erwischt worden; glücklicher Weise glitt die Sicherheitswache beim Laufen auf dem Eise aus und fiel sich ein blaues Auge. —

Kaum sind in den Häusern Lichter angezündet, so wird es auf der Straße sehr lebhaft. Warum läuft Alles nach dem Wirthshause? Da ist der Schmuel erschienen, versehen

mit Würfeln und einem stattlichen Packe Lebkuchen. Mädchen, Knaben und Bursche drängen sich um den Tisch. Die Würfeln rollen. „Ich hab' 14!" ruft ein Mädchen. „Und ich 15!" schreit ein Knabe — ich habe gewonnen! — ich habe gewonnen! Triumphirend und glücklich, wie einer, der im Besitze des großen Looses ist, tanzt der Beneidenswerthe zur Stube hinaus; aber ach! er giebt in seiner Freude nicht auf das Acht, was vor ihm ist — er stolpert über des Wirthes Hausthürschwelle und fällt sich die Nase blutig.

Bald sind alle Lebkuchen herausgewürfelt; Mancher hat keinen gewonnen und schleicht sich betrübtem Herzens davon. Derjenige Bursche aber, welcher einem Mädchen den Hof macht, würde ohne diese Leckerei bei der Geliebten übel ankommen, wenn er ihr zum neuen Jahre Glück wünschen wollte; er muß daher Alles aufbieten, in den Besitz eines solchen Honigkuchens zu kommen.

Die Wirthshäuser werden nach und nach voll. Das Würfelspiel hört auf, und Singen, Kartenspiel und Trinken beginnt. Im Gedränge nimmt man zuweilen einen Mann mit einem alten rostigen Gewehre wahr: der gehört zur Sicherheitswache.

Eine halbe Stunde vor dem Jahresschluß ändert sich die Scene. Das Kartenspiel wird eingestellt, die Bursche hören zu singen auf, und Alles harrt erwartungsvoll der nahen Mitternachtstunde. Von den Burschen läßt sich Jeder einen Schoppen guten Branntwein geben. Die Sicherheitswache beginnt zu patrouilliren. Es schlägt zwölf. Welcher Lärm und welche Bewegung allenthalben! „Prost Neujahr! Guten Morgen im Neujahr!" vernimmt man auf den Straßen, in der Stube. Plötzlich erschallen die rauhen Töne eines Horns, Fenster werden geöffnet und Thüren knarren; aber Alles ist still, wie wenn eben ein Demosthenes oder ein Cicero über das Wohl des Vaterlandes zu reden im Begriffe stände. Es ist zwar keiner von diesen beiden berühmten Rhetorikern des Alterthums; aber es ist doch der Nachtwächter, welcher der ganzen Gemeinde Glück zum neuen Jahre wünscht. Er vergißt indessen nicht, einzelne Glieder der Gemeinde namentlich anzuführen, um den folgenden Morgen den Tribut hiefür erheben zu können.

Während des Nachtwächtervortrags fällt hier und da ein Pistolenschuß; die Sicherheitswache rennt wie rasend

durch die Straßen und läuft nicht selten einen ganz Unschuldigen über den Haufen. In der Nähe der Sicherheitswache knallt's; sie wendet sich dahin. Da fällt ein Schuß in ihrem Rücken; sie kehrt um und fängt weder den Einen noch den Andern. Die Bursche stehen nämlich an verschiedenen Orten vertheilt und wechseln mit ihren Schüssen ab. So geht die Sache fast eine Stunde fort, und ganz erschöpft langt die Sicherheitswache wieder im Wirthshause an, um sich von den gehabten Strapatzen beim Glase zu erholen.

In denjenigen Häusern, worin sich Mädchen befinden, die Liebhaber haben, trifft man um diese Zeit Licht. Auch läßt der Bursche nicht lange auf sich warten. Er erscheint mit seinen sämmtlichen Cameraden, präsentirt Branntwein und spendirt Lebkuchen; die ganze Gesellschaft aber wird mit Kaffee und Kuchen traktirt. Hier werden nun die Abenteuer von diesem Abende erzählt. Der Eine hat sich fast eine Rippe entzwei gefallen, der Andere mit einer Mistpfütze nahe Bekanntschaft gemacht, und keiner von Allen ist vorhanden, der nicht hätte die Flucht ergreifen müssen. Um drei Uhr des Morgens wird's noch einmal lebhaft in der Straße. Der zweite Nachtwächter wünscht Glück zum neuen Jahre und noch einmal fallen allenthalben Schüsse. Gegen vier Uhr des Morgens füllen sich die Wirthsstuben wieder. Mit dem Trinken wird nun auch das Essen verbunden; denn Viele leiden an schrecklichem Hunger. Hierauf verdrängt ein Scherz den andern, bis der Morgen naht.



